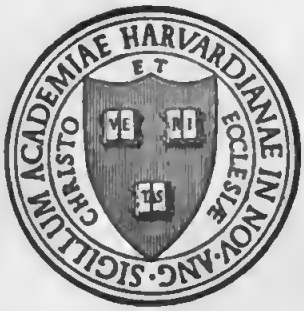
WIDENER
HN FC1Y G

Ano 2450.1.2

Harvard College Library



FROM THE FUND BEQUEATHED

BY

CHARLES SUMNER

(Class of 1830)

SENATOR FROM MASSACHUSETTS

"For books relating to Politics and Fine Arts"

Tagebuch

aus

Wien.

Von Latour bis auf Windischgrätz.

(September bis November 1848).

Von

Berthold Auerbach.

Breslau,
Verlag der Schletter'schen Buchhandlung
(H. Boas).

1849.

Law 2450.1.2

HARVARD COLLEGE LIBRARY
NOV. 7, 1919
SUMNER FUND

Vorwort.

Ich bin mitten in eine gewaltige zeitgeschichtliche Bewegung versetzt worden, ich erkenne die Verpflichtung, die Thatsachen und Eindrücke, wie sich solche mir gestellt, getreu der Welt darzulegen. Ich bekenne offen, daß ich nicht aus Neigung, sondern nur aus Pflichtgefühl meinen gewohnten Weg verlasse, indem ich hier Erlebtes unmittelbar als solches darstelle und dabei mit dem Ich aufzutreten genöthigt bin. Wer hat es nicht mit erfahren, wie die unbestreitbarsten Thatsachen in unseren

Tagen verhehlt oder verkehrt werden und somit die Geschichte gefälscht wird? Durch Zurückhaltung persönlicher Erfahrungen macht man sich dieses Verbrechens mit theilhaftig. — Darum habe ich auch das Gesehene nicht zu abgeschlossenen Bildern ausgearbeitet, wobei sich in Färbung und Füllung leicht eine noth= wendige Zuthat aufdringt. Die Kunst wird sich schon später ihre Errungenschaften aus dem jetzt Geschehenden aneignen. Vorerst gilt es vor Allem die einfache Wahrheit ohne Zuthat und ohne weitere Abrundung, als die Geschichte selbst bietet.

Die Verwirrung und momentane Niederlage in den edelsten vaterländischen und Freiheits= bestrebungen kommt wesentlich auch davon her, daß die unmittelbare Belehrung und

Leitung des Volkes so vielfach unreifen und unreinen Charakteren überlassen war. Dem kecken bajonetten-strotzenden Uebermuthe gegenüber müssen nun diejenigen hervortreten, die zur Zeit, als nur der Schrei leidenschaftlicher Aufregung gehört wurde, nicht durchzudringen vermochten. In dem Erlebten, das ich hier darlege, halte ich den individuellen Standpunkt fest, weil ich glaube, daß aus dem Zusammenfassen solch subjektiver Wahrnehmungen sich die objektive Wahrheit am besten ermitteln läßt.

Die Schilderung meines Septemberaufenthaltes und der Reise nach Steyermark mag wol als Grundlage dienen, um sich in den folgenden Ereignissen und Stimmungen zu orientiren.

Ich konnte nicht umhin, bei einzelnen Anläſſen Betrachtungen anzuknüpfen. Einſichtige Leſer werden ſich das Andeutende und Aphoriſtiſche derſelben leicht ausführen und erweitern. Ich hätte ein großes Buch ſchreiben müſſen, wenn ich alle die Thema's nur einigermaßen erſchöpfend hätte behandeln wollen. Ich gebe hier zunächſt einen Beitrag zur Zeitgeſchichte.

Breslau, Anfangs Dezember 1848.

Berthold Auerbach.

Den 12. September Mittags reiſte ich von Breslau ab. Schon auf der Grenze muthete es mich heimathlich an; man trinkt in Oeſterreich aus offenen Flaſchen und holt den Wein vom Faſſe, er iſt nicht wie in Norddeutſchland auf verkorkte Flaſchen gezogen. Das erſchien mir als ſinnbildlich auch für das geiſtige Genießen; in Norddeutſchland ſind auch die Begriffe mehr auf Flaſchen gezogen. Ein behäbiger Wiener, der mir bei Tiſche gegenüber ſaß und den ich fragte, ob der Wein gut ſei, gab mir ſein Glas „zum Verkoſten.“ Auch das heimelte mich an, dieſer zutrauliche Brauch iſt in Norddeutſchland faſt unmöglich. Der gute Wiener war mit ſeiner Frau zur Erholung nach Berlin gereiſt, ſie waren aber überall mitten in die Unruhe gerathen. Es ließe ſich überhaupt ein intereſſantes komiſches Charakterbild, ein Luſtſpiel ſchaffen, das „der Wühler wider Willen, oder Hampelmann

auf den Barrikaden" heißen könnte; wo der Arme ſich hinwendet, da geht's los, er muß überall die Suppe mit auseſſen, die er nicht eingebrockt. Aber noch beben die Zuckungen der neuen Bewegung zu ſehr in den geſpannten Nerven, noch iſt's überall zu ſehr bitterer zweifelhafter Ernſt, als daß man vermöchte, ein harmlos heiteres Bild der Gegenwart mit feſter Hand zu entwerfen. Eben dieſe täglich wiederkehrenden Anſpannungen haben in vielen Gemüthern eine Ruheſucht erweckt, die man mit Recht als Fanatismus bezeichnet. Die Söhne eines faulen Friedens haben jetzt, da der Krieg losgebrochen, viel zu zarte und empfindſame Nerven. Dieſes Rollen und Rauſchen iſt ihnen unerträglich.

Die Welt iſt jetzt im Umzuge begriffen, man iſt in der alten Wohnung nicht mehr zu Hauſe und in der neuen noch nicht eingerichtet. Nur diejenigen, die ſich ſeit lange mit ihren beſten Herzenstrieben im alten Vaterlande heimathlos fühlten, und die, wie man's ſo gerne nannte, in überſchwänglichen Luftſchlöſſern ſich anſiedelten, fühlen ſich froh und wohlgemuth, noch in der Schwebe gehalten zu ſein.

Es ist aber vor Allem nöthig, starke Nerven und rüstiges Vertrauen in die eigne Thatkraft sich zu erobern, um die großen Umwälzungen unserer Tage mit festem Herzen zu bestehen.

Schon auf der vorletzten Station stand eine Musikbande am Anhalteplatze und spielte helle Ländler. Die Musik drängt sich hier noch in die Pausen des Locomotiv-Rollens. Es wird halt doch noch das lustige Oesterreich sein!

Schöne Trauben und Pfirsiche, die angeboten wurden, zeigten, daß wir in den fröhlichen Herbst eines gesegneten Landes kommen. Auf dem Bahnhofe hatte eine Abtheilung der akademischen Legion die Wache. Wohlbekannte Studentenlieder schallten aus der Wachtstube, und ich sah lebensmuthige Gesichter unter den Calabresern mit wallender Feder. Du fröhliche Jugend! dir ist ein glückliches Loos beschieden. Während wir Aelteren für unsere schwarz-roth-goldenen Verbrüderungen und unser Dichten und Trachten nach deutscher Einheit in Kerkern und auf Festungen büßen mußten, trägst Du das Banner offen und frei und die höchste Mannesehre, die Wehrhaftigkeit, ist dir geworden.

Du wirſt nicht mehr deine tiefſten Herzenswünſche in geheime Verbindungen einknüpfen, in Verſchwörungen den Bruderbund ſchließen und im Kerker deine Kraft verſiechen ſehen; kühn und offen betrittſt du den freien Plan des Lebens, und wenn die alte Zwietracht und hinterliſtige Herrſchſucht ſich abermals erhöbe, wirſt du kämpfen und ſiegen in offener Feldſchlacht mit der ganzen Nation.

Gleich jenem Soldaten im Volksliede, der zu Straßburg auf der Schanze das Alphorn ſchallen hört, ſchwimmt der Geiſt, der auf der Warte ſteht, beim Schallen alter Klänge leicht durch den rauſchenden Strom der Jahre hinüber nach dem jenſeitigen verlaſſenen Ufer des Jugendlebens.

Trotz des krauſen Wirrwarrs unſerer Tage fühlt ſich das Herz doch freudig gehoben, dieſe Zeit noch mit erlebt zu haben. Die dämmernden Jugendträume ſind zu ſonnigen Tagesgeſtalten geworden. Erheben ſich auch ſchon wieder allüberall die Sonder- und Souverainitäts-Gelüſte, wir müſſen die volle und wahre Einheit, die zugleich auch die Freiheit, durchführen. Jetzt oder nie. —

Bei der Einfahrt nach Wien war mir's zu Muthe, als zöge ich in eine heimathliche Stadt. Gewiß sind die Jugendeindrücke hierbei nicht ohne Mitwirkung. Die Zeit, als mein Geburtsdorf im Schwarzwalde noch zu Vor-Oesterreich gehörte, habe ich nicht mit erlebt, aber doch hörte ich als Kind noch viel von Kaiser Joseph und Maria Theresia reden. Der Zug der süddeutschen Wanderschaft ist dem Laufe der Donau nach, die bei uns entspringt, gen Wien. Viele Handwerker in unserm Dorfe waren „in Wien drein gewes't" und wußten auch viel davon zu erzählen. Hätte es die alte österreichische Regierung verstanden, es wäre ein Leichtes gewesen, auch den Zug der Auswanderung aus Süddeutschland der Donau nach zu leiten; aber Oesterreich bot weder Schutz noch Freiheit und Amerika war das Asyl.

Im Gasthofe traf ich mit meinem tapfern Freunde Schuselka zusammen. Dieser, ehedem so gehetzt und verfolgt vom alten Systeme, ist jetzt Einer der Wenigen, die mit großartigem Blicke und politischer Einsicht ausgestattet, als berufen angesehen werden, das neue Oesterreich zu gestalten. Wer tiefer in die Gegenwart

blickt und wer einſt die Geſchichte derſelben zu verzeichnen hat, wird genau in's Auge faſſen müſſen, daß die große Mehrzahl aller Derer, die ſchon vor dem Frühlinge dieſes Jahres für die Freiheit und Größe des Vaterlandes geſtritten und gelitten, jetzt nicht zu den Ultra's gehören. Das kommt nicht blos aus einer gewiſſen Gewohnheit des Nachgebens und Reſpectirens beſtehender Verhältniſſe, aus einer gewiſſen Cenſurfähigkeit in umfaſſenderer Bedeutung, in der man ſich drein gefunden hat, den halben Gedanken, die halbe Conſequenz zu retten und nun den vollen Ausdruck nicht mehr findet. Allerdings gibt es in der Gefangenſchaft verkommene Naturen, die ſich mit einer volksthümlichen Umgeſtaltung des Bundes u. dgl. genügen. Es iſt eine übel angebrachte Pietät, daß das Volk ſolchen Reliquien jetzt noch einen lebendigen Beruf zumuthete. Aber Männer wie Gagern, Römer, H. Simon u. v. A., ſtehen nur deshalb auf der maßhaltenden Partei, weil ſie die Tragkraft des gegenwärtigen Volksgeiſtes kennen und ihm gerecht zu werden trachten. Wer wird es verkennen, daß eine neue Zeit auch neuer Menſchen bedarf, ungeſtümer, rückſichtsloſer Dränger und Treiber? Die

Freigeſinnten aus unſerer nächſten Vergangenheit verhalten ſich zu den Ultra's oft wie die Mutter im Urtheil Salamonis, ſie haben das Kind der neuen Zeit unter dem Herzen getragen und wollen daß es leben bleibe, nicht daß es zerfleiſcht werde.

Beim erſten Ausgange fand ich die Stadt heiter belebt, es promenirt ſich auch ſo luſtig auf dem vortrefflichen Granit-Pflaſter mit ſeinen gutgemeißelten und feſt eingefugten Würfeln. Ein begegnender Bekannter bedauerte, daß ich nicht früher nach Wien gekommen ſei. Das alte luſtige Wien ſei nicht mehr zu finden. — Es gibt doch Tauſende von Menſchen, die ſich nach abgetretenen Redensarten immer wieder auf's Neue bücken und ſie aufheben! Dieſe Bemerkung mit dem alten Wien wird mir gewiß noch oft wiederholt, und Niemand denkt, daß jeder Andere das auch ſagen wird. Wenn die Menſchen nur das ſagen würden, was ihnen perſönlich und eigenthümlich angehört, ſo ginge freilich die ſogenannte Unterhaltung verloren, aber das Leben gewänne an Fülle und echter Mannigfaltigkeit. Wem wäre das heutige Wien nicht lieber, als das alte mit ſeinen Spitzeln und ſeinen Prater-

fahrten? Die geſunde Fröhlichkeit eines Volksſtammes geht nicht unter durch die Sorge für das Gemeinwohl, ſie wird eine höher berechtigte. Wenn wir einſt über die Negation und Oppoſition hinaus ſind, werden wir ein Volksleben gewinnen voll neuer, ungeahnter Schönheit. Jetzt iſt hierin noch die ſtille Charwochen-Zeit, aber der Oſtern wird kommen, und, mit Münchhauſen zu reden, die in der Luft eingefrornen Töne werden aufthauen und luſtig klingen.

Die Städte ſind jetzt zu rieſigen Büchern geworden, die Ecken ſind die einzelnen Blattſeiten. Das nachkommende Geſchlecht wird auch dieſes, wie die Eiſenbahnen u. dgl., als etwas Gewohntes hinnehmen und kaum mehr ermeſſen können, wie lang und mühſam wir um ſolche offene Verſtändigung ringen mußten.

An den Ecken war beſonders ein großes Plakat bemerkenswerth, es war überſchrieben: „Mitbürger" und unterzeichnet von ſämmtlichen Miniſtern. Es war darin von einem Aktienverein die Rede, wegen deſſen man tumultuirt hatte, und ward nun Beruhigung verſprochen.

Die erſte ſogenannte Sehenswürdigkeit, die ich betrachtete, war die Statue Kaiſer Joſephs. Das iſt das

edelſte Heiligthum Wiens. Der Kaiſer, der in alt-römiſche Tracht maskirt iſt, hält die ſchwarz-roth-goldene Fahne in der Rechten, und dort links iſt der Eingang zu dem Saale, wo die Abgeordneten der bunten Völker-ſchaften Oeſterreichs tagen. Es gehört zu den müßigſten Philiſterphraſen: Was würde ein Joſeph, was ein Friedrich II. in unſrer Zeit ſein? ... Sie waren der letzte Glanz der Fürſtenmacht, von der Geſchichte für ihre eigene Zeit geſchaffen und für keine andere. Nicht um-ſonſt ſammelten dieſe Fürſten die Glorie der Humanität um ihr Haupt, Joſeph vor allen; und nicht umſonſt ſitzen jetzt Carricaturen auf den Thronen. Der Weltgeiſt weiß was er will.

Die Reichsverſammlung machte einen eigenthüm-lichen Eindruck auf mich. Es iſt hier keine Spur von dem kecken dramatiſchen Leben anderer Abgeordnetenver-ſammlungen durch Zwiſchenrufe, Repliken oder dergleichen. Alles geht ſeinen gemeſſenen Gang. Faſt komiſch iſt das Beifallklatſchen, das, vom Saale ausgehend, ſich natürlich auch elektriſch auf die Galerieen fortzieht.

Wir da draußen in dem Reich, wir wiſſen es kaum, was für ſeltſame Vettern wir in dem Oeſterreich haben.

Da ſitzen die ruthenischen und walachiſchen Bauern in ihren abenteuerlich ſchwerfälligen Trachten. Mitunter herrliche Geſtalten, mit ausdrucksvollen Geſichtern. Wenn nun aber ſo Einer aufſteht und die teppichbelegte Treppe hinabſteigt, tritt er mit ſeinen hohen Stiefeln ſo behutſam auf, ſo ängſtlich ſorgſam, ſich bald hüben bald drüben am Geländer haltend, daß man wohl ſieht, der gute Mann iſt hier in ſeinem Volkshauſe doch nicht recht daheim, und durch lange Reden und Oppoſitionmachen wird er auch nicht ermüden. Es iſt ein wunderliches Zuſammenſpannen dieſer an Cultur und Lebensrichtung ſo ganz verſchiedenen Völker. Dennoch aber darf man nicht vergeſſen, daß mitten in einem ſtammeseinigen Volke oft die Culturſtufen nicht minder verſchieden ſind. Unverkennbar iſt's, daß ſchon beim erſten Ueberſchauen dieſer Verſammlung, die wol einzig in der Geſchichte daſteht, ſich der Blick erweitert. Wir lernen ermeſſen, daß uns Deutſchen eine unſäglich große Aufgabe geſtellt iſt, nach dem Oſten hin Bildung, Geſittung und freies Leben auszubreiten. Die Frage drängt ſich bald auf: Müßte es doch ſein, wäre Ein Haus zu enge für alle die Familienangehörigen,

und müßte ein Weiſel ausziehen mit einem ſelbſtändigen Schwarme? Dürfen wir unſre deutſchen Brüder in Oeſterreich entlaſſen, weil ſie eine eigene Aufgabe haben, und bedürfen wir nicht ihrer und ſie unſerer? Weil dieſe bunten Völkerſchaften für ſich ſelbſt ſich nicht halten können, ſind wir darum berechtigt oder gar verpflichtet, uns von den Unſrigen zu ſcheiden?

Die Verhandlungen dieſes Tages gehörten, wie man mir ſagte, zu den bedeutſamſten.

Der Verein deutſcher Vertrauensmänner in Böhmen bittet, daß die noch rückſtändigen Wahlen für das Frankfurter Reichsparlament vollzogen werden. Mehrere Abgeordnete lachten — man nannte mir ſie als Czechen.

Sodann wurde der Stadt Wien ein Kredit von zwei Millionen Gulden zu unverzinslichen Vorſchüſſen bewilligt. In der Debatte hierüber wurde geltend gemacht, daß Wien nicht für ſich allein, ſondern für den geſammten Staat große Opfer gebracht habe und bringe.

Auf eine frühere Interpellation Goldmark's ant-

wortete Latour, daß in den italieniſchen Angelegenheiten die Vermittelung Englands und Frankreichs angenommen ſei, daß man aber die Akten hierüber nicht vorlegen könne. Goldmark proteſtirte energiſch gegen die Vorenthaltung der Akten, der Reichstag müſſe Kenntniß von dem Thun des Miniſteriums haben. Der Präſident Strobach endete die Debatte hierüber nach Anleitung eines Paragraphen der Geſchäfts-Ordnung.

Auf eine Anfrage wegen des Swobodaiſchen Vereins (auf den ſich der geſtrige Krawall und das heutige Plakat bezieht) erklärte der Handelsminiſter Hornboſtl, daß das Miniſterium keine Garantie für die Schwindeleien eines Privatmannes übernehmen könne, aber alles Mögliche thun werde zur Hebung des Gewerbſtandes.

Der Abgeordnete Straßer hält eine lange und langweilige Rede, in der er ſich darüber ereiferte, daß man dem ſiegenden Heere in Italien nicht ſeine jubelnden Sympathien ausgedrückt habe. Borkowski, Violand, Füſter und Borroſch ſprachen ausführlich und zum Theil begeiſtert über den Unterſchied zwi-

ſchen bloßer Waffenehre und dem Ruhme der höheren Geſittung zu dienen.

Jetzt tritt Latour auf mit einem Zettel in der Hand und verkündet, daß ihm ſoeben die Nachricht zugekommen, es gingen aufrühreriſche Umtriebe vor. In der Aula werde eine Verſammlung gehalten und die akademiſche Legion ginge damit um, den Reichstag zu ſprengen und das Miniſterium zu ſtürzen, es ſei vom Nationalgarde-Kommandanten Militär verlangt worden, dieſes ſei bereits ausgerückt und werde ſich ſo lange als möglich ruhig verhalten. Auf den Antrag von Löhner erklärt ſich die Verſammlung für permanent. Einzelne Abgeordnete gehen weg, um die Sachlage zu erkunden. Der Juſtizminiſter Bach erklärt ſich gegen die Permanenz des Reichstags, da dieſer hierdurch in die Exekutive eingreife.

Ich ging auch hinaus. Auf den Platz „am Hof" rückte wirklich eine große Anzahl Bewaffneter und viele hatten einen gedruckten Zettel auf dem Hut mit der lächerlichen Anforderung auf Wiedereinſetzung des in der Revolution beſtandenen Sicherheitsausſchuſſes, während doch jetzt die Reichsverſammlung tagt. Mili-

tair und Volkswehr ſtanden ſich auf dem Platz am Hofe feindlich gegenüber, aber man ging doch wieder friedlich auseinander.

Eine Spaltung in der Nationalgarde, worin ſich eine Partei bildet, die ausgeſprochen „mit der Aula ſympathiſirt", ſcheint vor ſich zu gehen.

Am Abend hielten Borroſch, Schuſelka und Violand beruhigende Reden in der Aula. Ich ging dorthin, kam aber zu ſpät.

Aus dem Reichstage hört man, daß dort Alles geſchlichtet und geebnet wurde.

Bis ſpät in der Nacht war große Aufregung in der Stadt, man ſprach davon, daß man eine Veranlaſſung ſuche, um die akademiſche Legion aufzulöſen. Für dieſe zeigte ſich überall die innigſte Theilnahme, die Frauen und beſonders die Arbeiter ſprachen faſt weinend über die Verleumdungen gegen die lieben, lieben Studenten.

den 14. September.

Hier liegt überall großer Zündſtoff und ganz nahe die brennende Lunte. Die verſchiedenartigſten Mei-

nungen durchkreuzen ſich. Das Miniſterium iſt offenbar in einzelnen Perſönlichkeiten unbeliebt, aber beſonders die Czechen erhalten die Majorität im Reichstage und es iſt von großer Bedeutung, daß Rieger, einer der czechiſchen Führer, vor wenigen Tagen im Reichstage offen ſagte: „nur ſo lange die Slaven wollen, beſteht der Staat Oeſterreich.“ Der Kampf der Nationalitäten ſo wie der um Freiheit iſt hier ſeltſam verwirrt. Man ſagt es gedruckt und im Geſpräche: das ſchwächliche Miniſterium wolle einen Krawall vereinbaren, um dann energiſche Maßregeln anwenden zu können. Andrerſeits iſt das Gebaren der Aula auch ein ſchwer verſtändliches.

Die radikale Preſſe ſpricht in ſo gereiztem Tone, daß ſie nicht auf Verſtändigung auszugehen ſcheint. Ein Blatt, die „Konſtitution“ geht ſo weit, dem Miniſterium zuzumuthen, es hätte den Privatverein eines Aktienſchwindlers zur allgemeinen Beruhigung an ſich nehmen ſollen. In demſelben Blatte iſt davon die Rede, wie man „auf dem Leichname des Völkerkinderſpieles „„Nationalität““ zuletzt ſiegend die Fahne des Alles vereinenden Weltbürgerthums aufpflanzen müſſe.“

Schöne Sprache das und große Gedanken!

In der heutigen Reichstagssitzung stellte sich bei der Debatte über die gestrigen Vorfälle heraus, daß das Requisitionsschreiben, welches gestern der Kriegsminister erhalten hatte, anonym war. Latour behauptete, ein Offizier, der dasselbe überlieferte, habe den Namen weggeschnitten, um Niemanden zu kompromittiren.

Das ist eine schlimme Geschichte.

Abends sah ich im Burg-Theater das Stück „Treue Liebe" von Eduard Devrient, worin die Intrigue hauptsächlich darauf beruht, daß die einen Personen immer gerade durch diese, die andern immer gerade durch eine andere Thüre abgehen. Sie dürfen sich ja nie begegnen. Ein gewisser hausbackner herzlicher Ton, der an Iffland erinnert, ist in diesem Stücke nicht zu verkennen; aber das Ganze besteht mehr aus Schauspielerrollen, wodurch es sich auf der Bühne erhält. — Während der Zeit allgemeiner Erschlaffung und der fieberischen Aufregung durch Einzelne wurden Theaterstücke gemacht, in denen die Handlung von der Handlung überstürzt wird, da mußte recht viel

geſchehen, piff paff immer drauf und drauf. Die dramatiſche Kunſt wurde ein Wettrennen mit Hinderniſſen. Die Thatenloſigkeit im Leben ſuchte ihren Erſatz und ihren Gegenſatz in der verwegenſten, energiſchſten Anſpannung der Erfindung. Durch fünf Acte wurde Patrone auf Patrone geladen, bis es zuletzt recht knallte und der Lauf mit in Stücke ging. Es iſt wol möglich, daß jetzt, wo Alles draußen in Agitation iſt, das lyriſche Stillleben auf der Bühne in der Poeſie ſich aufthun mag. Gerade jetzt, wo im allgemeinen Sturme das Einzelleben mit ſeinen kleinen Schickſalen nichts gilt, kann vielleicht die Poeſie daſſelbe in ſich aufnehmen. In der Vertiefung in das Gemüth läßt ſich in ſolch aufgeregten Zeiten noch Neues aufſchürfen. Wer könnte jetzt Effecte erfinden, wie ſie die Straße draußen als lebendige Wirklichkeit aufweiſt?

In der Aufführung obigen Stückes erfreute mich beſonders das vortreffliche Sprechen. Declamiren kann man überall, aber gut ſprechen hörte ich noch nie ſo wie hier in der Burg. Das Phraſiren der Worte, der reine volle Wohlklang hat etwas Wohlthuendes.

Jetzt, wo unſere deutſche Sprache zum erſten Male eigentlich echt lebendig wird, vom gedruckten und geſchriebenen Worte auferſteht zum lauten Klange, jetzt wird man auch einſehen lernen, daß das gute Sprechen in muſikaliſcher und ſprachlicher Hinſicht ein nothwendiges Moment der Erziehung werden muß. Die tauſend Jugendſtunden, die im dilettantiſchen Clavierklimpern vergeudet werden, wären hierauf beſſer angewendet....

Tags darauf ſah ich Schönbrunn, wo jetzt der Kaiſer wohnt, von Soldaten und Bürgerwehr, hier „Nationalgarden" genannt, bewacht. Vom Schloſſe weht die ſchwarz-roth-goldene Fahne, die der Kaiſer ſelber aufgepflanzt; die Bäume im Garten, die ſich bis hoch hinauf von der Zaunſcheere in grüne Mauern verwandeln müſſen, ſind ein trauriges Abbild der alten Rococozeit, die wol nun auch hier verſchwunden iſt.

Im Theater an der Wien ſah ich Abends ein neues Stück, worin der Kaiſer Joſeph die Hauptrolle ſpielt. Der edle Menſch auf dem Throne iſt darin für ein namenlos abgeſchmacktes Machwerk verwendet. Einzelne Tagesſtichworte erregten natürlich momen-

tanen Beifall. Ebenſo unter aller Kritik war ein Stück, das ich am andern Abend in dem ſchönen Leopoldſtädter Theater ſah: „Die Freiheit in Krähwinkel, von Neſtroy“. Ligurianer, Barrikaden, Katzenmuſik, Publiziſten, Metternich in höchſteigner Perſon, das war zuſammengewürfelt, loſe an einander geheftet, und doch war Alles voll Jubel. Scholz, der dick gewordene Falſtaff Oeſterreichs ohne Witz, Neſtroy mit betäubender Rührigkeit, hielten das Ding, von dem man nicht weiß wie man es nennen ſoll, mit allen Extremen der Carricatur. Die echte Volkskomödie, wie ſie einſt erſtehen ſoll, iſt hier zu einem wahren Scheuſal, zum ekelhaften Abguß aller Niedrigkeit geworden. Es iſt jammervoll, daß ſolches noch beſtehen kann, daß dieſe Komödie mit dem was man hier weitbauſchig „die Errungenſchaften“ nennt, ebenſo umſpringt, wie früher mit latſchigen Hausknechten und all dem vermoderten Gelichter.

Auch das viel beſprochene Stück „Dorf und Stadt oder die Frau Profeſſorin“ von Charlotte Birch-Pfeiffer ſah ich hier zum erſten Male auf der Bühne Mein Ekel an dieſem Produkte verminderte ſich nicht,

obgleich Fräulein Neumann als Lorle und ihre Mutter, Madame Haizinger, als Bärbel so ganz ausgezeichnet ihre Rollen darstellten, daß ich selbst überrascht war von der drastischen Macht dieser Gestalten.

Nicht weit von meinem Gasthofe zeigte eine große ungarische Fahne, daß hier für Ungarn Soldaten geworben werden. Manchmal kam ein junger Bursch mit einem grünweißrothen Bande und einem Strauß auf dem Hute heraus; es war ein Neuangeworbener. An einem anderen Orte war eine „Werbung" für den italienischen Krieg. Uns, die wir von draußen kommen und an eine geordnete Militäraushebung gewöhnt sind, erschien das Verfahren hier als ein seltsamer Ueberrest aus alter Zeit. Und daneben diese verschiedenen Interessen und Beziehungen. Man sagt in der Stadt, eine mächtige Hofpartei, die sich auf einen Theil des Ministeriums stütze, warte nur zu und begünstige im Geheimen die kroatische Erhebung gegen die Ungarn. Das scheint aber kaum glaublich; wie ließe sich dann solche offene Werbung für die Ungarn denken? Wer aber hat das Maskenspiel der alten Diplomatie ausstudirt?

In der Stadt geht auch eine Werbung für einen Feldzug im Innern vor.

Auf den Straßen machte ſich ein eigenthümliches Leben geltend. Es liegt eine gewiſſe naive Haltung darin, daß man wol in keiner Stadt Deutſchlands ſo viel ſchwarz-roth-goldne Bänder und Kokarden ſieht, als in Wien. Man trägt das dreifarbige Band auf dem Rocke, über die linke Schulter geſchlungen; ſelbſt im Reichstage erſchienen einzelne Deputirte ſo geſchmückt. Außerdem ſieht man faſt kein Knopfloch ohne den dreifarbigen Schmuck, und der kühn raſſelnde Schleppſäbel begegnet uns auf Schritt und Tritt. Die Volksbewaffnung iſt hier eine alltägliche Wirklichkeit geworden, nicht bloß für den Parade- und Wachtdienſt. Von zahlloſen Häuſern, von den Miniſterialgebäuden, flattern noch fort und fort die ſchwarz-roth-goldenen Fahnen. Durch einen eigenthümlichen, halb bewußten, halb unbewußten Prozeß iſt indeß das Schwarz-Roth-Gold nicht nur ein nationales Abzeichen geworden, oder vielmehr iſt das weniger, ſondern ein Parteiabzeichen. Die Männer des Fortſchritts, des Fortſchritts in abstracto, bezeichneten ſich damit. In dieſen Tagen eben verſuchte es eine

andere Partei ſich zu bilden und wählte ſich, ohne eigentlich freie Selbſtbeſtimmung, ſondern von Einzelnen dazu gebracht, die partikulare ſchwarz-gelbe Farbe. Herr Böringer, der Redakteur des Blattes „die Geißel", das an Talentloſigkeit, was gewiß viel heißen will, die ultra-radikalen Blätter noch übertrifft, an Gemeinheit aber ſo weit geht, daß ſelbſt der reiche Schatz der deutſchen Sprache keinen Namen dafür hat, dieſer Herr Böringer hatte vor einigen Tagen an ſeinem Büreau die ſchwarz-gelbe Fahne ausgehängt; ein tumultuirender Volkshaufen ſammelte ſich und riß die Fahne herunter. Ohne Verbindung mit Herrn Böringer, wie allgemein und ausdrücklich ausgeſprochen wurde, ſuchte ſich nun in dieſen Tagen die Partei der Ruheliebenden, der fortwährenden Agitationen müde, in einem geſchloſſenen Bunde zu ſammeln. Rieſenplakate verkündeten täglich, daß ſich ein konſtitutionell-monarchiſcher Verein gebildet habe, der zu allgemeinem Beitritt aufforderte. Ohne ein eigentliches Programm zu geben und ohne von den Eintretenden das Einhalten einer beſtimmten Richtung zu verlangen, ſchien es nur darum zu thun, eine recht impoſante Mitgliederzahl

zuſammen zu bringen. Man ſprach bereits von mehr als **30,000**, die ſich Mitgliedskarten im Landhauſe geholt hatten und ſich dort in die Liſten einzeichneten, ohne daß die Meiſten eigentlich wußten, um was es ſich handle; es war nur das dunkle Gefühl, daß es gegen die Radikalen ginge. Aus ſolcher vorherrſchend negativen Uebereinſtimmung läßt ſich ſchwerlich eine feſte Geſtaltung erwarten. Es mochten wol auch viele Beſonnene darunter ſein, die in dem Vereine einen Hort für planmäßige Entwickelung hofften, aber es ſchien auch hier wie anderwärts zu gehen, das praktiſch geſetzte Bürgerthum konnte gegen das idealiſtiſche Aufſchäumen zu keinem feſten, ſich ſelbſt getreuen Halt gelangen; es ließ ſich hinüberdrängen nach jener philiſterhaften Ruheſucht um jeden Preis.

In vielen Städten regt ſich jetzt das Bewußtſein, daß die kund gegebene politiſche Stimmung nicht die der wirklichen Bürgerſchaft ſei, ſondern von einer kleinen Zahl rühriger Wortführer ausgehe und gemacht werde.

Wem es um Wahrheit, um die volle, wenn auch betrübende Wahrheit zu thun iſt, der müßte die neue Thatſache mit ernſter Betrachtung hinnehmen, und

entſpräche ſie auch nicht den perſönlich gewünſchten Conſequenzen, die Thatſache doch als einen Fortſchritt erkennen.

Leider aber drängen ſich auch hier einige wortfertige Doctrinäre und Ehrgeizige an die Spitze, die Zahl der Theilnehmer rekrutirt ſich aus jenen „ewig Lächelnden", die mit ihrem Beſitze oder ihren Aemtern ſich begnügend, ſich der neuen Loyalität der gegebenen Verhältniſſe nur anbequemen.

So werden wir überall noch viele Wandlungen und Täuſchungen durchmachen müſſen, bis ſich die wirkliche und ſelbſtändige Stimmung des Bürgerthums herausarbeitet.

Hier in Wien kam bald ein äußerliches Zeichen hinzu, das die politiſche Farbe des Vereins zu verdrängen ſchien.

Viele Mitglieder des neuen Vereins hatten ſich, im Gegenſatze zu den bisherigen Abzeichen, mit ſchwarzgelben Bändern verſehen, und es gehörte in der That Muth dazu, ſolche öffentlich zu tragen. Ich war Zeuge mehrer Szenen auf dem Graben und am Kohlmarkt wo ſich Bandgewölbe befinden. Große Menſchen-

gruppen hatten ſich vor den Kaufläden geſammelt und ſo oft einer herauskam mit dem ſchwarz-gelben Bande, ging ein großes Halloh an. Mit Spott und Hohn wurde der Schwarz-gelbe überſchüttet und mehrmals kam es zu handgreiflichen Thätlichkeiten, wobei indeß die Municipalgardiſten, ſchöne Männer mit anſtändigen Manieren, beſchwichtigend eintraten.

In dieſen Tagen war nun in den Blättern, in Plakaten, in den hundertfältigen Geſprächen auf der Straße und in den Kaffeehäuſern viel heraldiſches Gerede über Urſprung und Bedeutung der ſchwarz-gelben Farben. Man ſprach ſogar davon, daß man einen ſchwarz-gelben Zug nach Schönbrunn veranſtalten wollte, daß aber der Kaiſer ſich ſolches verbeten habe mit dem Bedeuten, daß er ja ſelber die deutſche Fahne mit eigener Hand auf ſeinem Schloſſe aufgepflanzt.

Ich horchte da und dort hin, ob denn diejenigen, die die deutſchen Farben trugen, einen unbedingten und feſten Anſchluß Deutſch-Oeſterreichs an Deutſchland anſtrebten und umgekehrt, aber ich fand nirgends den Muth und die Kraft der Klarheit, daß man es

wagte, dem einmal Erkannten durch ſeine nothwendigen Conſequenzen nachzugehen. Auf beiden Seiten gab es Wenn und Aber. Ergötzlich war mir der Ausſpruch eines wohlhäbigen dicken Pfahlbürgers, der in einem Kaffeehauſe zu ſeinem Nachbar ſagte: „ob ich ein Deutſcher bin, das brauch' ich nicht erſt zu ſagen, ſo wenig als ich zu ſagen brauche, daß ich ein Menſch bin. Ich bin als Deutſcher geboren und erzogen und verſtehe weiter nichts als Deutſch, aber ich bin doch ein Oeſterreicher, ja das bin ich." O göttliche Logik, ſtöre mir den Mann nicht in ſeinem ſüßen Halbſchlafe.

Es müſſen andere Geiſter, gewaltige Ereigniſſe kommen, um das hart verknotete öſterreichiſche Räthſel zu löſen. Schickt dieſes Deutſch-Oeſterreich ſeine Deputirten nach Frankfurt und jetzt ſoll es ſich noch fragen, ob es unzertrennlich zu Deutſchland gehört. Hat dieſes Oeſterreich in der ganzen vergangenen Schmachperiode uns durch ſeinen Metternich geknechtet und jetzt ſoll es ſich noch gar herausſtellen, daß wir vom Auslande unterjocht waren!

den 19. Septbr.

Bei regneriſchem Wetter, das aber doch Ausſicht auf baldiges Aufhellen gewährte, zog am Morgen eine ungariſche Deputation in Wien ein. Sie hatte ein geringes Geleite, das ſie am Landungsplatze empfing und nun durch die Straßen führte. Sie wollen dem Reichstag unmittelbar ihre Verhältniſſe darlegen, da das Miniſterium mit Jelachich gegen ſie kabalirt.

Ich reiſte an dieſem Tage mit einigen Freunden nach Baden. Auf dem Bahnhofe hatte ich mir ein ganzes Pack der verſchiedenen Zeitungen gekauft. Immer deutlicher wurde es mir, daß hier eine Sprache geführt wird, die weder von der Bildung ausgeht noch auf ſolche abzielt. Verräther, Schurke, Bettel, Mephiſtopheles, das ſind ganz gewöhnliche Ausdrücke gegen mißliebige öffentliche Perſönlichkeiten. Wie ſoll da noch eine anſtändige auf klare Beweisführung geſtützte Erörterung daneben Platz greifen? Das ſind nun die Blätter, die für ein Volk geſchrieben ſind, das noch vor wenigen Monaten von Spitzeln umgeben war, das ein himmelſchreiendes Militärweſen, ein verrottetes Beamtenthum, ein verkommenes Schul-

weſen, kurz Alles noch aus den alten Zuſtänden hat.

Die Zeit der „ſchönen Sprache," des „eleganten Styls" und der „pikanten Schreibart" iſt dahin. Die ganze geiſtreichiſirende Literatur mit dem feingedrechſelten putzig zierlichen literariſchen Nippſächelchen iſt über den Haufen geworfen. Die Vergötterung des Virtuoſenthums iſt auch hierin zu Ende. Eine Zeit liegt hinter uns, die immer Anläufe nahm und zu nichts Thatſächlichem gelangte. Dieſe Anläufe bildeten ſich am Ende zu einer Art geiſtiger Turnkunſt aus. Nie war die Verehrung des Geiſtreichen, der Façonirung der Gedanken größer als in der eben abgelaufenen Periode.

Wie in der jetzt beginnenden Bethätigung der Charakter eines Menſchen zuletzt als das weſentlich Gültige und Haltbare ſich ergeben muß, ſo wird auch in der Literatur die einfache Kraft des Gedankens entſcheidend werden müſſen. Man könnte ſagen: es wird jetzt und fortan immer mehr der Gedankengehalt gewogen und die Façon gering veranſchlagt. Das darf uns aber nicht zu einer Barbarei bringen, zu

einem geſchmackloſen Poltern, in dem wir der edelſten Errungenſchaften der Bildung und der Kunſt verluſtig gehen und wo der Meiſter iſt, wer die ſaftigſten Kraftworte aufzutrumpfen vermag. Der echte Gehalt bedingt nothwendig die echten Formen der wahren Kunſt, und Rundung und Begründung des Ausgeſprochenen bringt zu jenem Ebenmaaße in Gehalt und Geſtalt, in welchem mit der Dauer auch die Sicherheit der Wirkſamkeit liegt.

Die erſte Feſtſtellung der freien Preſſe hat wie natürlich rohe und ungeſchlachte Stimmen laut werden laſſen. Das mußte ſo ſein. Wirkung! momentane Wirkung war der einzige Zweck. Was galt da die Form? Jetzt wird es bald anders kommen. Nur der feſte aber bemeſſene Ton hält lange aus und wirkt lange noch. —

In der Wiener ultra-radikalen Journaliſtik blähen ſich die Geſinnungskorporale auf; Schimpfen und nochmals Schimpfen, aber dabei ohne irgend ein hervorſtechendes Talent, ja ohne nur ordentlich ſchreiben zu können, das iſt Alles. Herr Tauſenau, der noch für einen der Befähigtſten gilt, hat da im Radikalen

einen Artikel über Weſſenberg geſchrieben, der an Cynismus ſeines Gleichen ſucht. Auch Studenten geben ein Blatt heraus und räſonniren ins Blaue hinein. Man muß offen gegen dieſe Verkehrtheit des Zeitungsſtudententhums auftreten. Die Studienzeit iſt die Zeit des Lernens und Gährens und es iſt nicht gut für den Leſenden, noch viel weniger aber für den Schreibenden, wenn ſolche halbverworrene geſtern aufgeſchnappte Gedanken gleich unbeſehen zur Oeffentlichkeit kommen. Und was ſollen denn dieſe jungen Leute Neues thun, wenn ſie Männer geworden, da ſie ſchon jetzt öffentlich das große Wort führen?

Das Blatt „die Preſſe" ſcheint an phraſenreichem Doktrinarismus zu leiden.

Es iſt gut und nöthig, daß Kuranda und Bodenſtedt daran gehen, in Oeſterreich eine männlich-offene und beſonnene Publiziſtik zu gründen. ...

Die Herbſttage waren ſo hell, ich machte mich auf nach dem grünen Steiermark. Ich erzähle von meinen Reiſeerlebniſſen nur das, was zur Charakteriſtik der Zeit gehört. Ich kam zufällig in mehrere Kreiſe der geflüch-

teten Ariſtokratie; denn das Landleben war diesmal mehr eine Flucht als eine Erholung. In der Geldariſtokratie fand ich die häßlichſte Abgeſchwemmtheit der Genußſucht. Neuer Sinnenreiz und immer gleich ſtark, das iſt hier die Loſung, aber nur keine Unruhe, keine Angſt, kein Aufgebot der Kraft zur Erhaltung des Seins. Ich hörte hier den hohen Orakelſpruch des Propheten Neſtroy wieder: „Ich ſoll was für die Nachwelt thun? was hat denn die Nachwelt für mich gethan?“ Bei der Jugend in dieſen Kreiſen fand ich ein maulfertiges Läſtern gegen die Unruhſtifter, ein Bangen und Verlangen nach dem ungeſtörten Genuſſe. Ein 21jähriger junger Burſch, deſſen ganzes Tagewerk in Eſſen und Trinken, Reiten und Fahren u. ſ. w. beſteht, ſehnte ſich mit all ſeinem Gelde nach Amerika. Dort allein ſei ja Ruhe. Die ganze Kraft, das ganze Talent dieſer Stallbuben in Glaceehandſchuhen beſteht im Erben; auch die Freiheit möchten ſie erben, wie das Geld ihrer Väter. Erwägt man dieſe Fäulniß der durch Reichthum mit einem Bildungsfirniß Ueberzogenen, ſo erkennt man aufs Neue die geſchichtliche Nothwendigkeit, daß neue Schichten des Volksthums

ſich aufthun müſſen, um dieſe öde Nichtswürdigkeit zu vertilgen. — Nicht minder erbärmlich fand ich das Weſen der Adelsariſtokratie, die ſich da und dort in vereinzelte Landhäuſer, in kleine Städtchen und Dörfer zurückgezogen, oder vielmehr geflüchtet hatte. Ueberall der blaſſe Schrecken, der ſich durch kein virtuoſes Klavierſpielen verſcheuchen ließ. Man ſuchte zu lachen, zu ſcherzen, Parthien zu arrangiren, aber die echte Luſt fehlte. Man zitterte um ſeinen Beſitz, um ſeine bevorzugte Stellung. Es wurde eifrig darüber verhandelt, was man aus den jüngeren Söhnen machen ſolle, da ihnen die ſonſt ſo ſicheren Stellen im Heere, am Hofe und in der Bureaukratie jetzt in Frage geſtellt waren. In der Gegend des Sömmering, wo die großen Erdarbeiten Tauſende von Arbeitern anhäuften, war die Furcht noch eine geſpannte. Ich beſprach mich mit ſehr vielen dieſer Arbeiter und fand in ihnen im Ganzen, abgeſehen von einzelnen wüſten Geſellen, emſige, gutmüthige Menſchen ohne Falſch und Argliſt. Freilich galt ich bei Vielen für einen Studenten und das war ein Geleitbrief in das innerſte Vertrauen. Als charakteriſtiſch mag verzeichnet

werden, daß eine Baronin von höchſt unbedeutender Geiſtesbildung, die umgeben von ihren beiden Töchterchen in der Nähe wohnte, während ihr Mann bei Radetzki in Italien im Felde ſtand, ſich zu ihrem Schutze einen hübſchen Studenten ins Haus nahm. Dieſer Student war noch dazu, wie allgemein bekannt, der Sohn des katholiſchen Pfarrers S. auf einem benachbarten Dorfe. Es war nun gar ſeltſam anzuſchauen, wie ſie mit ihrer Sauve-garde zu Fuß und zu Wagen Beſuche und Ausflüge in der Umgegend machte. Der Student mit ſeinem altdeutſchen Waffenrocke, den Kalabreſer mit wallender Feder auf dem blonden Lockenhaupte, das ſchwarz-roth-goldene Band über der Bruſt und den Schleppſäbel um die Hüfte geſchnallt, das war die Sicherheitswache. — Eine beſonders anziehende Erſcheinung war die Gräfin A., die auf einem einſamen Gute wohnend, ſich jetzt damit beſchäftigt, Memoiren aus dem Hofleben zu ſchreiben, worin ſich unter anderem Bedeutſamen zeigen wird, wie liſtigfein Metternich mit ſeinen Ligurianern auch das Privatleben und beſonders die Erziehung und Verheirathung der Töchter aus den höheren Ständen in der Hand hielt. Die

Einkünfte der Gräfin ſind durch ihre in Ungarn gelegenen Güter jetzt völlig in Frage geſtellt und dieſe außergewöhnliche Erſcheinung, die der Kaiſerin Maria Thereſia auffallend ähnelt, ausgeſtattet mit allen Verfeinerungen der höhern Bildung, in allen lebenden Sprachen meiſterhaft ſingend, vortrefflich in Oel malend, mit den Erzeugniſſen der Literatur vertraut, iſt jetzt auf den Punkt geſtellt und gerne dazu bereit, ſich den Lebensunterhalt durch Arbeit zu verdienen. Die ausgeführte Darſtellung eines ſolchen Verhältniſſes, wo auf der einen Seite die einen herunterſteigen müſſen von der Höhe des verfeinerten Genuſſes, während auf der andern bis jetzt niedergehaltene Schichten neuen Beſitzes und neuer freier Bewegung theilhaftig werden, Alles das in lebendigen Geſtalten vorgeführt, könnte uns einen Tiefblick in das innerſte Auf- und Abwogen des Zeitlebens eröffnen....

Nun ging's nach dem grünen Steiermark. Wie oft drängte es mich, am Herzen des Volkes zu lauſchen, wie die plötzliche Wandlung der Dinge ſeit dem Frühling in ihm pocht und was ſie da erregen macht. Aus der Tiefe des Geiſtes wie aus der Ge-

bundenheit in kleinen Verhältniſſen müßte da ergründet werden, was in den ſchlichten Gemüthern vorging, die kaum ahnten den Zuſammenhang und den Druck der auf uns Allen laſtete, und wie ſich das in das umfriedete und eingehegte Kleinleben einfugte. Das mag eine Wandlung geweſen ſein wie einſt in alten Tagen, da Sendboten einer neuen Heilslehre überall hindrangen. Die geiſtige und politiſche Erlöſung kann aber nicht gegeben ſondern nur errungen werden. Wir Alle, die wir uns ſeit Jahren einlebten in die Seele des Volkes, ſein unverwüſtliches Herz, deſſen Wünſche und Hoffnungen Worte liehen und Mahnrufe ergehen ließen die ungehört nach oben verklungen ſind — die Schnellkraft und Thatkraft des Volksgeiſtes ſcheint doch noch gewaltiger zu ſein, als wir ahnten. Es iſt nicht Abtrünnigkeit von früheren Grundſätzen, wenn wir jetzt weiter gehen, mehr fordern als ehedem.

So lange man auf friedliche Entwickelung bauen konnte, ſtellten ſich die Folgerungen der Wünſche anders. Jetzt iſt der Bruch geſchehen, die Aenderung der Dinge iſt aus der Revolution hervorgegangen.

Es wäre eitel Pedantrei und Steifen auf vergangene Weisheit, wenn man aus Furcht vor ſogenannter Inkonſequenz jetzt bei dem bliebe, was man ehedem als friedliches Löſegeld zu fordern hatte. Niemand hat das Programm der Geſchichte in der Taſche, das ſich nur ſo nach vorgeſehenen Forderungen abſpielt. Jeder Tag iſt ein neuer Schöpfungstag....

In den Städten iſt das Verſtändniß der allgemeinen Intereſſen näher gerückt. Der Bauer aber fragt gleich bei allem: was bringt es mir? Schon die Vereinzelung in einſame Gehöfte und kleine Gemeindeverbände beſchränkt den Gemeinſinn und den geiſtigen Horizont, und doch iſt das immer ſteigende Anwachſen großer Städte zugleich auch der Fluch der modernen Civiliſation, ſie vereinzeln das Individuum noch weit mehr und bringen jene ſchauderhaften Zuſtände, die wir bis jetzt vergebens zu heilen trachten.

Ich fragte einen ſonſt verſtändigen Bauern, mit dem ich eine Strecke ging, was er vom Reichstage denke, der vor Allem für die Bauern geſorgt habe. „Schaun's, wir haben kan Robot nit g'habt, uns geht das nichts an", antwortete er.

Das war ein Bleigewicht gegen jeden ideellen Aufſchwung. — Es ſcheint, daß noch gewaltige Erſchütterungen kommen müſſen, die ſelbſt in die entlegenſten Dörfer dringen, um zum Verſtändniß der neuen Zeit zu erwecken.

Es darf nicht vergeſſen werden, daß Eigennutz und Habſucht, die ſich bekanntlich bei dem Bauern überall ſo vorherrſchend finden, ihren faſt nothwendigen Urſprung in ſeiner Stellung haben. Vorerſt iſt auf dem Lande alle Geltung weſentlich vom Beſitze abhängig, und ſodann iſt der Verkommende auf dem Dorfe für ſeine ganze Lebenszeit verloren, es gibt hier nicht wie in der Stadt neue Berufe, überraſchende Schickſalswendungen durch ein plötzliches großes Gelingen; der Erwerb iſt ein kleiner und ſtetiger. Daher jenes zähe knickerige Zuſammenhalten des bedachtſamen Bauern.

Das ideelle Erfaſſen des neuen Menſchen- und Bürgerthums wird ſich beim Bauern weſentlich im Gefolge materieller Vortheile einfinden.

Ein ſouveräner Politiker würde kurzweg ſagen: die Maſſe des Volkes wird immer und ewig geleitet

und zu ihrem Guten gezwungen werden müſſen; die Entſcheidung über die Geſtaltung neuer Zuſtände macht ſich ſtets in höheren Geiſtesregionen. Ich glaube, daß dieſes Verfahren kein ewiges iſt.

Bemerkenswerth iſt noch der Ausſpruch eines andern Bauern, mit dem ich einen ganzen Mittag ging. Als auf die Studenten die Rede kam, nannte er ſie „unverſuchte Menſchen" und er ſagte: nur der dürfe eigentlich in der Welt mit drein reden, der verheirathet ſei und ein eigen Hausweſen habe.

Keine Einwendung fruchtete etwas.

In dem lieblichen Gratz wie in kleinen gewerbreichen Städten fand ich in Verſammlungen und Privatgeſprächen einen gewiſſen ſorgloſen Enthuſiasmus für Deutſchland, ohne daß man ſich das Verhältniß zu demſelben beſtimmt klar machte. Es ging damit bei Vielen wie mit dem transſcendenten Jenſeits, bei dem man ſich nicht gern nach dem Wie fragt. Hier aber iſt das Wie die Hauptſache. Die Demokratie, die hier auch keine recht compakte Geſtalt hat, iſt vielfach kosmopolitiſch. In Gratz beſteht ein deutſcher Verein neben dem demokratiſchen.

Abgeſehen von Handel und Gewerbe und den hundertfachen hier einſchlägigen Lebensbeziehungen gibt es noch ein Moment, das ſo zu ſagen die große Politik nicht ins Auge faßt, das aber von Bedeutung iſt zur richtigen Würdigung der Stimmung und Haltung. Auch in heterogenen Länder-Beſtandtheilen, wenn ſie lange zu einer äußern Einheit verbunden ſind, ſtellt ſich allmälig eine gewiſſe intime Beziehung heraus. Da iſt die Tochter eines Kaufmanns, ſie iſt an einen kroatiſchen Offizier verheirathet, dort die Frau eines Arztes, ſie iſt eine Ungarin, jener Alte, der ſchon das dritte Geſchlecht um ſich ſieht, iſt ein Czeche u. ſ. w. u. ſ. w. Dieſe Verhältniſſe bilden gleichſam das feine Gewebe zu einem neuen Organismus. Nur eine große mächtige Bewegung, die unbekümmert um Einzelſchickſale und Stimmungen mit unerbittlicher Gewalt ſich geltend machte, könnte die natürliche Scheidung des nicht Zuſammengehörigen ſcharf und entſchieden nach großem Maßſtabe bewirken. Soll dieß aber auf friedlichem Wege, aus innerm Entſchluſſe geſchehen, ſo äußern die angedeuteten Beziehungen ihre unberechenbare zähe Macht.

Ich weiß wohl, daß es noch viele andere umfassendere Verhältnisse gibt, die den Wiener, den Steyrer u. s. w. weit mehr von dem Rumänen ꝛc. wissen lassen als von dem Franken, Schwaben; aber ich wollte hier nur eine Beziehung andeuten, die sich nicht auf der Landkarte markirt.

Man irrt sich ganz gewaltig, wenn man glaubt, daß durch die Wahl des Erzherzogs Johann zum deutschen Reichsverweser die österreichischen Sympathien erobert seien. Der Hof hat bekanntlich wenig Zusammenhang mit dem isolirten Prinzen erhalten und wenn nicht Wien die Hauptstadt Deutschlands wird, ist es dem Volke gleichgültig, ob da draußen in Deutschland ein österreichischer oder ein fremder Prinz sitzt. Er rächt sich jetzt am Erzherzog Johann, daß er während der langen Schmachperiode des Vaterlandes in grollender Zurückgezogenheit eine einsame Rolle gespielt, statt der offene Kämpe und der starke Hort für alle Freiheitsbestrebungen zu sein. Hier in Steiermark hört man viel von ihm sprechen und Alles zeigt, daß er ein gottesfürchtiger Bergmann, ein kecker Gemsjäger und sonst überhaupt immer ein leutseliger Herr

geweſen, mit dem ſich's traulich verkehren ließ; Alles das aber zieht keine Länder nach ſich...

Ich übergehe die mancherlei Einblicke, die ich in Natur- und Menſchenleben in Steiermark that. Nur das ſei noch kurz erwähnt, daß die Volksſchule ſich in jeder Beziehung in ſo jammervollem Zuſtande befindet, daß eine durchgreifende Reform nöthig. Oeſterreich ſcheint auch hierin die traurigen Nachwirkungen des alten Syſtems nicht ſo raſch überwinden zu können, denn es fehlt auch hier wie in anderen Dingen an den Perſönlichkeiten. Der Mangel tüchtiger Volksſchullehrer iſt auffällig. — In den felſigen Gebirgsgegenden trifft man auf die ſchauderhafte Degeneration des Kretinismus. Wenn wir zur poſitiven Organiſation gelangen, wo ſich nicht mehr blos der Kampf gegen die Unterdrükker, ſondern die Liebe zu den Unterdrückten thatſächlich zu bewähren haben wird, müſſen vor Allem vorſorgliche Anſtalten zum beſſern phyſiſchen Behaben des Volkes getroffen werden. Da wird das Maulheldenthum zu Ende ſein und die wirklich liebevolle Hingebung ſich bekunden.

Es gibt weit mehr Menſchen, die die Fürſten haſſen als das Volk lieben.

Ich traf überall eine große Aufregung, hervorgebracht durch die Geiſtlichen, die gegen den Reichstag agitirten, weil er die Religion ſtürzen wolle. Bis jetzt iſt ja bekanntlich die Religion oder vielmehr das Kirchenthum das einzige Ideelle, für das der Bauer aufzuregen iſt. Petitionen mit Tauſenden von Unterſchriften cirkulirten zur Erhaltung der Klöſter u. ſ. w. Die Geiſtlichen ſind zur Zeit noch die Einzigen, die mit dem Landvolke in perſönlicher Beziehung ſtehen (einzelne Aerzte kommen nur wenig in Betracht). Die Geiſtlichen vermitteln dem Landvolke die Kunde von den Zeitereigniſſen, die Preſſe kann noch nicht durchdringen. Ich traf ganze Dörfer wo Niemand eine Zeitung hält als bloß der Pfarrer. Auch wird der Preſſe nie das gelingen, was dem perſönlichen Wort und Umgang. Es gehört ſchon viel dazu, daß ein Bauer dem Pfarrer mißtraut und noch viel mehr daß er es wage, dieſes Mißtrauen durch Unfolgſamkeit bei Bittſchriften, die von der Kanzel bevorwortet ſind, kund zu geben. Außerdem iſt bisheran in Oeſterreich von einer freien ländlichen Gemeindeverfaſſung kaum eine Spur.

Als Beiſpiel von wiſſenſchaftlicher Stufe und Beſtrebung eines Geiſtlichen hier Folgendes. Ich traf auf meiner Fußreiſe bei Gambs im Walde einen freundlich ausſehenden, bequem gekleideten Mann mit grauen Haaren, der die Jagdbüchſe über der Schulter trug; die ſteifen Rohrſtiefel, die den Trägern in Oeſterreich den Namen Poſtillone Gottes geben, ließen den Geiſtlichen bald erkennen und er gab ſich auch als Pfarrer von Gambs kund. Wir gingen eine gute Strecke mit einander, das Geſpräch kam von ſelbſt auf religiöſe Gegenſtände und der Pfarrer ſagte: „Ja, die Herren von der Freiheit wollen jetzt über den großen Gott hinaus, aber der große Gott iſt noch viel größer als ſie; es kommt eben alles Unglück von der Religionsphiloſophie.“ Ich fragte, was er damit meine und er ſagte: „Die Religionsphiliſophie iſt von dem Rouſſeau in Frankreich; dem haben ſeine Leute einmal geſagt, wir haben keine Trommeln mehr und da hat er ihnen geſagt: zieht den Menſchen die Haut ab und macht Trommeln daraus. Das iſt die Religionsphiloſophie und die ſtammt von dem Rouſſeau, der **anno 5** geſtorben iſt.“ Alle

meine Einwendungen waren vergebens, der Pfarrer behauptete immer, er habe es ſelbſt geleſen in einem Buche im Kloſter, das heiße eben Religionsphiloſophie. Das war wahrſcheinlich ein jeſuitiſches Compendium. Der Pfarrer begleitete mich bis gegen Eſchau. Dort in der „Keuſche", ſo nennt man hier ein Wirthshaus, ſagte er, werde ich eine luſtige Geſellſchaft treffen, es ſeien die Holzmeſſer, die den Abſchluß ihres Geſchäftes feierten. Ich fand in der That großen Halloh in der Wirthsſtube. Die Waldgänger und Holzmeſſer hatten ein Scheibenſchießen gefeiert und tranken jetzt luſtig. Beſonders auffallend war ein ſchöner breitbruſtiger Mann mit grünem Hut und Gemsbart, eng anliegendem grauen Rock und grauen Knie-Gamaſchen, der konnte des Trinkens nicht genug bekommen. So oft die Anderen weggehen wollten, hieß er immer wieder friſche Flaſchen bringen und ſang verworrene Lieder, er konnte keines ganz. Sie nannten ihn bei einem czechiſchen Namen. Gegen mich that er auch beſonders freundlich und ſagte immer: Sie ſind ein großer Herr. Trotzdem ichs immer verneinte, ſagte er, er wiſſe mit großen Herren

umzugehen und raunte mir ins Ohr, man müſſe da nur durch die Finger ſehen, er wiſſe ſchon wie man das mache. Ein kleiner Schreiber, der mit bei der Geſellſchaft war, kam mit einem Sattler in Händel, weil der Sattler von Preßfreiheit geſprochen hatte und der Schreiber behauptete, der Sattler verſtünde nichts davon. Alles ſchlug ſich auf Seite des Schreibers. Jetzt forderte der ſtattliche Waldgänger einen Andern Schmächtigen auf, mit ihm im Spaße zu raufen. Dies geſchah und nach langem mächtigen Ringen warf der Schmächtige den Stattlichen zu Boden. Er ſchlug nun mächtig um ſich, bis man wieder aufſtand. Nun verlangte er nochmals die Probe, es wurde ihm willfährt, und wie das ſo geht, aus dem Spaße wurde Ernſt und ſie ſchlugen mit aller Kraft aufeinander. Der Stattliche hatte gewonnen. Alles lief abwehrend hinzu und ſchrie „das iſt der verfluchte Böhme." Der Stattliche war in der That ein Czeche und ſein Gegner ſchlug ihm das ganze Geſicht blutig. Er ſetzte ſich fluchend hinter den Tiſch und Alles ſchrie: „das ſein halt die ungetreuen Böhmen". Ein ſchöner junger Bauer, ein wahrer Antinous an Geſtalt, kam

auf mich zu und ſagte: „das iſt nichts, man ſoll keinem ſein Volk vorwerfen, es gibt unter allen Völkern Gute und Schlechte“. Wir tranken mit einander. Ich hörte aber auch hier wieder, was ich in dieſen Tagen ſchon mehrmals erlauſcht hatte: die alte Metternich'ſche Regierung hatte die Czechen in allen Aemtern bevorzugt, weil ſie ſich zu Allem gebrauchen ließen. Wenn ein Czeche und ein Deutſcher mit ganz gleichen Bedingungen ſich um ein Amt bewarben, ſo konnte man ſicher ſein, daß der Czeche es erhielt. So hörte ich noch vor wenigen Tagen mehrere beim Bergbau Beſchäftigte über einen Vorgeſetzten ſprechen, den ſie nur den Herr Swornoſt nannten. Der eine ſagte: man müſſe ihn bei der Erle an ſein Amtsgebäude aufhängen, worauf ein Anderer erwiderte: von den Erlen rutſche der Strick leicht ab, er wiſſe dagegen einen guten Eichbaum, der feſthalte. Alles ſtimmte lachend bei. Wie folgentraurig iſt es, daß das alte öſterreichiſche Syſtem nicht nur mit den Bajonetten des einen Landes das andere unterdrückte, ſondern auch mit den Bedienſteten aus dem einen Stamme den andern unter Bann und geheimem Druck hielt.

Der Czeche gab auch hier noch keine Ruhe, bis ſich endlich der Wirth an ihn machte und ihn mit einer tüchtigen Tracht Prügel zur Thüre hinauswarf. Er ſchrie draußen an die Thüre hämmernd nach ſeiner Flinte, aber dieſe wurde ihm nicht gegeben, man warf ihm nur den Hut nach. Als endlich Ruhe hergeſtellt war, holte mir mein junger Freund, der als der beſte Jodler bekannt war, (was man hier Wollatzen nennt) noch einen Gefährten, den Wegknecht, der auf der Straße die Steine klopft, und nun begann er jenen wunderſamen Geſang, der ſich ohne Worte über alle Höhen und durch alle Gründe der Empfindung hindurchzieht. Die Mägde kamen herbei und auch ſie wollatzten.

Nun war es herrlich. Bald zwei-, bald drei-, bald fünfſtimmig hielten ſie den vielverſchlungenen Geſang an und unverſehens ſprang das eine und das andere in eine neue Tonart über und auf einen Wink mit den Augen trat ein anderes für ihn ein.

Mitten unter Menſchen, im Zuſammenhange des Dorflebens, bleibt der Volksgeſang immer an beſtimmte Worte gebunden, es bleiben beſtimmte menſchliche Beziehungen, und nur wie eine abſchließende Inſtrumen-

talbegleitung ſchließt ſich oft ein wortloſer Refrain an. Droben aber auf der fernen Alm, wo die Sennerin Tage und Wochen verbringt, ohne des Wortes, der Verſtändigung mit einem Menſchen zu bedürfen, da ſitzt die Sennerin oft ſinnend und träumend, weit ab liegt das Wort, drunten im Thale, und ein Geſang erhebt ſich gleich dem des Vogels, ſo ungebunden, ſo in ſich ſelbſt genügend, die reine Luſt! Das Menſchenkind iſt wieder zurückgekehrt in die wortloſe Natur.

Wie herrlich klangen dieſe Töne hier, wo kaum der wüſte Lärm verſtummt war.

O, du unverwüſtliches deutſches Herz! Du wirſt wie Arion dein Lied hinwegtragen über Sturmes Gebraus, bis das Ufer des Friedens wieder erreicht iſt.

den 6. Oktober.

Ich machte mich auf, um nach Wien zurückzukehren. Der Weg ging der Donau zu, das Dampfſchiff zu erreichen. An mehreren Orten, wo ich einkehrte, waren große Verſammlungen in den Wirthshäuſern. Es handelte ſich um Verlegung des Amtsſitzes. Jetzt waren die allgemeinen politiſchen Prinzipien zurückge-

treten, und in dieſer kleinen Organiſation kamen ſchon ganz andere Intereſſen zu Tage. Da wollte ein Wirth ſein Gaſthaus, dort ein reicher Kaufmann ſeine ſtattliche Wohnung als Amthaus verkaufen und die Gründe, die ich an verſchiedenen Orten für die Reſidenzberechtigung hörte, waren gar ergötzlich.

Ich übernachtete in Scheibs. Wie ſeltſam iſt doch die Organiſation der Welt. Dort in der großen Hauptſtadt wird der ganze bisherige Stand der Dinge umgeſtellt, das ganze Daſein ſcheint aus den Fugen getreten, von einem einzigen mächtigen Affect beherrſcht und — hier draußen geht Alles ſeinen ruhigen Gang wie geſtern ſo heute und morgen. Der Bergmann ſteigt in den Schacht, der Holzknecht fällt im einſamen Walde die mächtigen Stämme, der Hirte treibt die Heerde in das Stoppelfeld, der Winzer ſchneidet die Traube. Ein Volk, die Menſchheit gleicht einem großen Organismus, faſt wie der Körper eines Einzelmenſchen; während ein einziger großer Affekt dich ergriffen und du ganz in ihm biſt, gehen die Funktionen deines Lebens von ſelber ihren Gang, das ſteigt auf und ab und erhält dich ohne daß du es weißt und willſt. Es iſt je

nach dem Standpunkte demüthigend oder erhebend (beides ist eigentlich gleich, nur die Aeußerung des allgemeinen Gedankens ist verschieden) die eigentliche Erhaltung, das Bestehen unseres Seins ist vom Einzel-Willen unabhängig.

Eine ganze Nation zu ein und derselben Zeit auf dasselbe Ziel lossteuernd, wer führte sie wieder in die tausend kleinen Wege, die ein jedes für sich zu gehen hat? Die Ureinwohner von Nordamerika hatten den Glauben, die Erde sei eine im Aether schwebende Tellerfläche und ihre Weisen sagten, darum müßten die Einzelnen verschiedene Wege gehen, damit das Gleichgewicht erhalten werde und die Erde nicht überschnappe. Würde die Welt in der That überschnappen, wenn die Menschheit Eines Sinnes sich zu Einer Thätigkeit sammelnd plötzlich zur selben Zeit nach ein und demselben Ziele hinrennte?

den 7. Oktober.

Ich bekam kein anderes Fuhrwerk und mußte Extrapost nehmen. Wie wohlig rollte sich's nach längerer Fußreise im offenen Wagen durch den leisen

Morgennebel dahin Und als jetzt die Sonne mählig heraufſtieg, der Horizont ſich erweiterte, nicht mehr eingeengt von den felszackigen Bergen des Steierlands und als der Poſtillon ſeine fröhlichen Ländler hinein erſchallen ließ in den friſchen Herbſtmorgen, überkam mich zum erſten Mal ſeit langer langer Zeit ein freudiges Wohlgefühl, neue poetiſche Geſtalten ſtiegen vor mir auf, wie aus dem jungen Tag geboren. Ich ließ ſie vor mir ſpielen und ſuchte ſie nicht in der Schreibtafel feſtzuhalten. Ein Stück alter Romantik hatte ſich wie ein heller Thau herniedergeſenkt auf die erſchütterte fieberiſch zitternde Welt. — Gegen Mittag war das Dampfſchiff erreicht und nun ging's ſtromab im herrlichen Sonnenſchein, in dem die Städte, Waldberge und Burgen am Ufer erglänzten. Ich traf den Reichstagsdeputirten Paur aus Neiße auf dem Dampfſchiff. Auch dieſer Mann des konſequenteſten philoſophiſchen Freimuthes, der vom proteſtantiſchen Metternich Eichhorn ſo peinlich gequält und verfolgt war, gehört nicht zu der äußerſten Linken, ſondern zur ſtaatsmänniſch beſonnenen Partei Heinrich Simon's. Durch Geſpräche über die ſchmählichen Frankfurter Septembertage ſtand

ich nun plötzlich wieder mitten inne in dem rathloſen Wirrwarr unſerer Tage.

Wir leben jetzt Alle geiſtig ſo zu ſagen von der Hand in den Mund, wir wiſſen, was wir heute haben und nicht was morgen; die That an Auerswald und Lichnowski, der in ſeinen Reden von Reitgerten geſprochen, läßt faſt befürchten, daß der Bildung die Zügel aus der Hand genommen und Alles dem dunkeln Inſtinkte der Maſſen anheimgeſtellt iſt. Wenn Deutſchland, wenn unſere Civiliſation dem Untergange entgegen geht, oder nur aus Blut und Mord ſich rettet, ſo ſind nicht die ſogenannten Wühler von heute die Grundurſache davon, ſondern mit Einem Worte — die Fürſten. Durch länger als ein Menſchenalter haben ſie die Beſten im Vaterlande gezwungen, das Geſetz zu untergraben und zur Auflehnung gegen daſſelbe zu reizen; darum wird es jetzt ſo unſäglich ſchwer, eine Achtung vor dem Geſetze wieder in den Gemüthern aufzuerbauen.

Wir ſehen es heute, wie leicht es iſt, die drei großen Reichsverſammlungen in Deutſchland durch allerlei Aufreizungen zu diskreditiren.

Wird erſt nach einer Erſchlaffung oder nach verzweiflungsvollem Kampfe auf blutgetränktem Boden das neue Geſetz Wurzeln ſchlagen können?

Auf dem Dampfſchiffe war eine Hauptmannswittwe aus Salzburg mit ihren zwei Töchterchen. Sie reiſte nach Wien, um ein Unrecht auszugleichen, das ihrem Sohne geſchehen war, der durch eine Intrigue von der unentgeltlichen Aufnahme in die Ingenieurſchule ausgeſchloſſen war. Sie hatte zu dem Behufe ein Empfehlungsſchreiben an den Kriegsminiſter Latour bei ſich. Ein alter Mann, der das mit anhörte, ſagte: „Ja, es wird lange dauern, bis man bei uns in Oeſterreich nicht eben Alles durch Empfehlungsſchreiben erlangen muß.“ Eine Schwägerin des Miniſters Bach war auch mit auf dem Dampfſchiffe. Bald hörten wir an den Anlandungsplätzen dunkle Gerüchte, daß in Wien Unruhen ausgebrochen ſeien, es werde noch fort und fort kanonirt. Alles war in höchſter Spannung, bis uns endlich das von Wien kommende Dampfſchiff begegnete, von dem der Kapitän einen Zettel erhielt, den er laut vortrug. Darin hieß es, Latour iſt an den Laternenpfahl ge-

hängt, Bach und Weſſenberg werden vom wüthenden Volke geſucht, das Zeughaus iſt erobert. Die Frau mit dem Empfehlungsſchreiben und die Schwägerin Bachs fielen in Ohnmacht. Wir Alle waren tief ergriffen von den Nachrichten. Sollte es möglich ſein, ſollten die gemüthlichen Wiener ſich vom Blutdurſt hinreißen laſſen und wir nun einer langen Schreckenszeit entgegen gehen? Das ſcheint unmöglich. Wer hätte es aber von den galanten Franzoſen des achtzehnten Jahrhunderts geglaubt, daß ſie mit Wolluſt von Mord zu Mord ſchritten, wenn nicht die Geſchichte ſolches als Thatſache aufwieſe?

Wie glänzten die Berge und Burgen ſo ruhig im Sonnenſchein, es iſt kein Auge da, das euren ſtillen Blick erwiedert. Die Menſchen erwürgen einander, weil die Einen nicht aufhören wollen zu herrſchen und die Andern nicht länger wollen Sklaven ſein.

Wir landeten auf der Station vor Nußdorf und fuhren eilends nach der Stadt. Ueberall ein Wogen und Treiben als ob nichts geſchehen wäre, nur hier und dort ein Wachpoſten oder ein Trupp der Nationalgarde. Als wir in die eigentliche Stadt kamen, ging

es von Barrikade über Barrikade. Sie ſchienen gut gebaut; viele mit Dünger gekittet. Die ſchönen Würfel des Pflaſters thürmten ſich leicht auf einander und weithin vor jeder Barrikade war das Pflaſter aufgeriſſen und die Steinwürfel hin und her geſtreut, um geſchloſſene Kolonnen am Anmarſche zu verhindern. Arbeiter hielten Wache bei den Barrikaden, an den offen gelaſſenen Zugängen auf der Seite ſtand ein Teller auf den Steinen, darein die Vorübergehenden kleine Gaben legten. Neue Opferſtöcke an neuen Altären. Die Kaufläden überall geſchloſſen, auf dem Graben und in den angrenzenden Straßen des Zeughauſes die blechbeſchlagenen Laden des Erdgeſchoſſes von Kugeln durchbohrt, bis in den fünften Stock hinauf keine ganze Scheibe, Alles auf den Straßen bunt durcheinander und bewaffnet.

Es war bereits Nacht, die Gaslampen brannten als wir auf dem Platze „am Hofe" anlangten. An dem Kandelaber hing noch der weiße Säbelgurt woran Latour aufgehängt worden. Blutſpuren an der Säule und am Fuße derſelben. Immer wechſelnde Menſchengruppen ſammelten ſich zu Geſprächen und

Betrachtungen und hier hörten wir auch von alten Leuten, daß das kannibaliſche Benehmen einzelner Frauen gegen die Leiche, ſo wie daß man auf dem Platze mit der Leiche getanzt habe nichts als pure Lüge ſei. — Stehen wir hier vor den erſten Meilenzeiger eines langen gräßlichen Weges voll Blut und Mord? Ich geſtehe, daß ich das keinen Augenblick fürchte. Die ſcharfen Spitzen der Leidenſchaft ſind in unſeren Tagen durch die Reflexion umgebogen. Es kann eine einzelne That wie hier als Reſultat des erregten Moments ſich herausſtellen; zu nachhaltiger fortgeſetzter Mordgier fehlt es ſowohl an erkenntlichen unnachgiebigen Objekten als auch in den Gemüthern an Raſerei und Verwilderung. Kann aber dieſe letztere ſich nicht herausbilden im Laufe der Geſchichte? Kann es ſich nicht fügen, daß man zu neuem Mord greifen muß um die Sühne des alten zu verhindern? Die Erfahrungen aus der franzöſiſchen Revolution ſind hoffentlich für uns nicht verloren. Es ließe ſich ein andauerndes Morden und Selbſtbetäuben durch immer neue Gräuel denken, wenn es den dunkeln Mächten gelänge, die Aufreizung der Beſitzloſen gegen die Be-

ſitzenden zum höchſten zu ſteigern und ſo unſere ganze Civiliſation in Frage zu ſtellen. Aber auch hier würde ſich bald herausſtellen, daß es anders iſt wie in der erſten franzöſiſchen Revolution, wo es gegen Adel und großen Grundbeſitz ging. Das heutige Beſitzthum, das größtentheils in imaginärem Beſitze beſteht, dieſes vernichten und an ſich ziehen, würde die Zerſtörer keineswegs zu Beſitzern machen. Der Arbeiter, den heutigen Tages ſo viele Volksführer zum Marquis Ouvrier aufſchmeicheln wollen, würde bald einſehen, daß nicht durch fortwährende Revolution, ſondern durch neue Organiſation ſeine Lage verbeſſert werde...

Ich ging mit meinen neuen Freunde zu der in der Nähe wohnenden liebenswürdigen Darſtellerin der Lorle, die wir hier mit ihrer Mutter am Theetiſch fanden. Seltſamer Kontraſt! Während da draußen die ganze Welt in Gährung, Alles in Waffen, im dunkeln Drange daß man ſich ſchützen müſſe vor den Folgen ſeiner eigenen That — hier eine kleine Welt von geſtern, von einem andern Jahrhundert. Die Lampe brennt ſo traulich, die bequemen Stühle zeigen daß ſich's unſere nächſte Vergangenheit ſehr behaglich

gemacht und daß es dem gegenwärtigen Geſchlechte doppelt ſchwer ſein wird, den Wachdienſt der Zeit Tag und Nacht zu beziehen. An den Wänden die ruhigen Bilder, dort die Blumen, die Bücher und der Flügel — deine Töne werden lange ſchlummern, die Zeit der lieblichen Melodie iſt hin; wer lauſcht den zarten Tönen, während draußen der Donner rollt? — Hier das kleine Bild einer in ſich ruhenden Häuslichkeit, während über die Straßen mit ehernem Schritte eine neue Zeitgeſchichte ſchreitet.

Es gehört vielleicht zu den unauflösbaren Aufgaben, die Geſchichte des allgemeinen Lebens gleichzeitig mit den Wandlungen in einem Einzeldaſein feſtzuhalten; immer wieder vom vielſtimmigen Forum in ein umfriedetes Heimweſen einzublicken, zu zeigen, was dort ſich aufthut und wie es hier umgeſtaltend einwirkt. Das wird der ſtrengen Geſchichte wol immer unmöglich ſein und darum Aufgabe der hiſtoriſchen Poeſie bleiben. Darum auch iſt es ſo nothwendig und natürlich, bei dem Aufrollen großer weltgeſchichtlicher Tableaux die Wandlungen eines kleinen Einzellebens mit hinein zu verflechten und ſo die Wirkungen des

Geſammten auf die Stellungen des Individuums zu zeigen.

Die Erſchütterung der Gemüther durch die faſt vor den Augen vollbrachte That, bebte natürlich auch hier nach und die Künſtlerin ſah die raſende Barbarei im Anzuge. Was nützt es dem, deſſen Saaten vom Wetter zerſchlagen ſind, darzuthun, daß ſich ſoviel Elektrizität in der Luft geſammelt, die ſich entladen mußte und nun die Atmoſphäre reinigte? Es gibt bei gewaltigen großen Schickſalsſchlägen, treffen ſie nun das Einzelleben oder die Geſammtheit, am Ende keinen andern Troſt als: man muß ſtill halten, Sonnenſchein und Hagel über ſich kommen laſſen und ſich den Muth wieder aufrichten.

Beim Heimwege ging's auf den Barrikaden luſtig her. Singen und Lachen. Da und dort hatte man ſich einen Feuerheerd hergerichtet und die Feuer praſſelten luſtig zwiſchen den Töpfen.

den 8. Oktober.

Ein Sonntag ohne Glockengeläute. Der Zuſammenhang der hieſigen Dinge ſtellt ſich mir als folgender

heraus. Man hatte im März den Ungarn eine Selbſtändigkeit verſprochen, wie ſie, ſoll Ungarn mit Oeſterreich zu einer Einheit verbunden ſein, kaum haltbar iſt. Die Ungarn begingen in ihrem Uebermuthe Ungerechtigkeiten gegen die Kroaten. Das wird von der Camarilla benützt, um die Ungarn zu bändigen. Jelachich, noch vor Kurzem faſt in den Bann gethan, wird insgeheim unterſtützt. Die Ungaren, die ſich von der neuen Diplomatie verrathen ſehen, wenden ſich an den Reichstag in Wien. Das Miniſterium weiß es mit Hülfe der Czechen zu hintertreiben, daß die ungariſchen Abgeſandten vor den Reichstag treten. Der Kriegsminiſter Latour, der vor dem Reichstage laut und öffentlich jede Verbindung mit Jelachich geleugnet hatte, wird durch einen aufgefangenen Briefwechſel überwieſen, daß er ihm Geld u. ſ. w. geſchickt; er ſucht dies nun zu beſchönigen. Lamberg wird abgeſendet und ermordet. Der Kaiſer ſetzt das ungariſche Miniſterium ab und das neue zu Allem willige ſeine eigene Ernennung kontraſignirende Miniſterium Recſey ein. Man wagt es jetzt frei heraus zu gehen; das Manifeſt an die Ungarn erſcheint. Es ſollen vor-

geſtern deutſche Truppen, die in Wien garniſoniren, zur Bekämpfung der Ungarn abziehen. Sie weigern ſich und die Bevölkerung erkennt offen das alte Syſtem: eine Nationalität durch die andere zu bändigen. Gewiß haben auch Aufreizungen von Seiten Ungarns her das ihrige gethan. Ein Theil der Bürgerwehr und der akademiſchen Legion kommt unverſehens den ſich weigernden Soldaten zu Hülfe, die von Dragonern zur Abfahrt gezwungen werden ſollen. Man verlangt von Latour die Zurücknahme des Marſchbefehls. Er weigert ſolche. Es kommt am Tabor zum Kampfe, die übergegangenen Soldaten und die Bürgerwehr ſiegen. An der Stephanskirche kämpft Bürgerwehr gegen Bürgerwehr und das wüthende Volk hängt Latour für ſeine Hartnäckigkeit und Perfidie. Der Reichstag, wohl einſehend, daß hier keine Revolution vorgegangen, die den Staat umgeſtalten will, ſondern ein gräßlicher Ausbruch des Affekts, verlangt vom Kaiſer Bildung eines neuen volksthümlichen Miniſteriums und Amneſtie für alles Geſchehene. Der Kaiſer bewilligt ſolches und flieht es widerrufend am andern Morgen aus Schönbrunn. Das Volk hat das Zeughaus erobert und

Auersperg zieht sich mit seinen Truppen aus der Stadt in die gefahrdrohende Stellung auf dem Belvedere. Wer weiß was jetzt geschehen wird. Wird man von kaiserlicher Seite aus das Volk zu einer Revolution nöthigen, weil ein wilder Haufe einen Mord begangen? Vielleicht ist jetzt auch die Zeit gekommen, wo sich das immer schwächliche Ministerium durch die Eisenkur des Belagerungszustandes stärken wird.

Wir gingen nach dem Reichstage, der in Permanenz war. Smolka, ein polnischer Advokat, mit treuherzigem Antlitze, trotz des borstig weit abstehenden blonden Schnurrbarts, präsidirte mit ruhigem Takte und in anspruchloser Redeweise. Es handelte sich heute wesentlich um mehrere Anträge Borrosch's, die auf das feste unerschütterliche Zusammenhalten der **251** anwesenden Mitglieder abzielte.

Mittags wandelten wir durch die Stadt und über die Außenwerke. Alles hatte ein sonntägliches Ansehen, man betrachtete sich die Barrikaden und die verrammelten Thore mit vieler Ruhe, wenngleich eine Beklemmung in vielen Gemüthern unverkennbar war; aber es muß sein, der Kaiser muß die Hand bieten

zur Verſöhnung und zur Ruhe. Da und dort aus den Thoren fuhren bepackte Wagen mit ganzen Familien. Die närriſch furchtſamen Leute! warum entfliehen ſie? Es lebt ſich ja ſo ruhig in dem heitern Wien, trotz ſeiner fieberiſchen Aufregung.

Auf Nachmittag war eine große Maſſenverſammlung in das Odeon berufen, aber ſie wurde durch geſchriebene Zettel an allen Straßenecken abbeſtellt. Aus zuverſichtlicher Quelle von den Betheiligten ſelber erfuhr ich, daß es der Plan Einzelner war, im Odeon die Republik zu proklamiren und eine proviſoriſche Regierung einzuſetzen. Einige beſonnenere Häupter der demokratiſchen Partei widerſetzten ſich dieſem Vorhaben und erklärten: denjenigen, der die Republik ausrufen wolle, unmittelbar als Verräther zu bezeichnen und ihn der Volksrache zu überliefern. So unterblieb die Verſammlung.

den 9. Oktober.

Im Reichstage. Schuſelka berichtet im Namen des permanenten Ausſchuſſes. Jelachich (deſſen Abſetzung der Reichstag vom Kaiſer verlangt und dieſer

im Allgemeinen gewährt hatte) ſoll mit ſeinen Truppen bei Bruck in Steiermark ſtehen. Der Abgeordnete Prato wird zur Verſtändigung und zur Verhinderung eines Weitermarſches dahin abgeſendet, auch abermals ein Courier an den Kaiſer, daß er jedes Vordringen Jelachichs verhüte. Eine Bauern-Deputation aus dem Marchfelde und dem Weinlande erklärt mit Gut und Blut zu Wien und dem Reichstage zu ſtehen. Das permanente Studenten-Comitee ſtellt die akademiſche Legion ganz zur Verfügung des Reichstages. Die Unterhandlungen mit Auersperg, der mit ſeinen Truppen auf dem Belvedere von der Stadt aus verpflegt wird, ſind noch unerledigt. — In der Stadt herrſcht große freudige Aufregung in allen Gruppen. Jelachich iſt geſchlagen, heißt es, die Ungarn folgen ihm auf dem Fuße, um ihn vollends zu vernichten; der Kaiſer ſoll unterwegs auf ſeiner Flucht vom Landſturm aufgehalten worden ſein, in Ollmütz iſt er nach beſtimmter Nachricht noch nicht. Er ſoll von Kanonen und bedeutenden Mannſchaften umgeben ſeine Reiſe fortſetzen. Dieſe abermalige Flucht des Kaiſers iſt von bedeutſamen Folgen. „Hat der Kaiſer ſeinen

Posten verlassen, warum darf ich's nicht auch?" sagte ein übergegangener Grenadier zu einem Freunde. Vom Kaiser selber kann die Rede nicht sein, aber es wäre von großer Bedeutung, wenn man einen offenen Einblick in seine Umgebungen gewinnen könnte. Im Volke nennt man die Erzherzogin Sophie als Frau Camarilla. Kann man es verargen, wenn man noch nicht glaubt, daß es den Höfen ernst ist mit der konstitutionellen Freiheit und daß es fortan eine offene auf Wahrheit beruhende Politik gebe? Der allgemeine Instinkt mit seiner unverdorbenen Spürkraft witterte hier und anderwärts schon lange den Fuchs in dem alten Hofbaue; man mochte und wollte ihm nicht glauben und suchte ihn zu beschwichtigen und — um bei dem Bilde zu bleiben — er bellte und bellte immerfort. Jetzt, durch die Ereignisse ist der Fuchs heraus und entschlüpft. Der laute nicht zum Schweigen zu bringende Verdacht hat nicht erst den Schlaukopf geschaffen oder durch ein Wunder den Hasen in einen Fuchs verwandelt, er war schon lange da in seiner wirklichen Natur Das Ränkespiel mit Jelachich, den man als besondern Liebling der Frau

Camarilla bezeichnet, hat die alte treuloſe Verſtekkenskunſt zu Tage gebracht. Jetzt dieſe abermalige Flucht des Kaiſers. Iſt ſie nicht mindeſtens kindiſch? Nirgends eine Spur von Antipathie gegen den Kaiſer. Man ſieht das Beſtehen des Thrones als Gewähr für das Beſtehen Oeſterreichs an, die Dynaſtie erſcheint Allen als eine Nothwendigkeit. Man erzählt ſich, daß man abermals vor den Gemächern des Kaiſers Säbelgeraſſel und Gewehrgepolter gemacht habe, um ihn wegen perſönlicher Gefahr zur Flucht zu drängen. Mag das auch mythiſch ſein und das Volk ein Aufrütteln von Furchtgedanken ſinnlich in Eiſenklänge übertragen haben; es zeigt doch, welch eine Vormeinung herrſcht über die Einſchüchternden und den Eingeſchüchterten. Latour ſtand dem Kaiſer nahe, ſein Tod muß ihn erſchüttert haben; aber ſtatt zu antworten: „ſucht die Mörder und überliefert ſie den Gerichten!“ rennt er bei Nacht und Nebel davon. Wie wird er wieder zurückkehren können? . . .

Abends wiederum Sitzung im Reichstage. Schuſelka berichtet, daß die Verhandlungen mit Auersperg, er möge aus ſeiner gefahrdrohenden Stellung in die

Stadt zurückkehren, bis jetzt fruchtlos blieben. Auersperg behauptet fortwährend seine friedlichen Absichten. Der Deputirte Prato hat den Banus Jelachich in Schwadorf auf halbem Wege zwischen hier und Bruck getroffen. Der Banus erklärte, er kenne keinen andern Befehl als den Wunsch des Kaisers und wolle sich selbst mit seinen Truppen dem Kaiser zuführen. Sein Benehmen war voll Freundlichkeit, doch auch mit Zurückhaltung. Prato schätzte die Truppen desselben auf höchstens **3000** Mann, die sich aber in kläglichem Zustande befinden. Kraus, der einzige hier gebliebene Minister, erklärt in Betreff des Banus nur im Einverständnisse mit dem permanenten Ausschusse zu handeln. Umlauft, eine widerwärtig gespreizte Persönlichkeit, von dem man es nicht vergessen kann, daß er bis zu den Märztagen Zensor war und jetzt auf der äußersten Linken deklamirt, stellte den Antrag, daß das von den Nationalgarden entworfene Disciplinargesetz von dem Ministerium als vorläufiges Gesetz proklamirt werde. Der Antrag wurde angenommen. Es gilt jetzt eine geordnete Volksbewaffnung herzustellen.

Gewaltige Aufregung herrſcht in der Stadt. In Jelachich mit ſeinen Horden zeigt ſich ein wirklicher Feind und ein Vertreter der Barbarei. In heller Kampfesluſt wird überall davon geſprochen, man müſſe hinaus, Auersperg mit ſeinen Truppen angreifen und vernichten, bevor er ſich mit Jelachich vereinigen könne. Andere ſprechen dagegen: ein Volksheer ſei nur ſtark in der Vertheidigung, nicht im Angriffe; dort gewinne der moraliſche Muth ſeine Bedeutung, hier allein die Disciplin, an der es noch fehle. Wieder Andere erzählen, daß ein Feuerwerker in der Stadt ſich bereit erklärt habe, die Auerspergiſchen Truppen auf dem Belvedere, die dort eng zuſammengedrückt ſind, durch Schwefelraketen ſammt und ſonders zu erſticken. Man ſchüttelte den Kopf darüber, „es ſind ja auch Menſchen und viele Landeskinder dabei," ſagte ein ruhiger Mann. Die Gruppen an allen Orten bilden ſich raſch, Einer ſpricht einen Bekannten an, ſchnell ſammelt ſich ein Haufe ringsum, man debattirt, man erzählt, man widerſpricht, man kennt ſich wenig oder gar nicht. Ein Legionär erhält immer die meiſte Aufmerkſamkeit. Die Legionäre ſind aber nicht bloß Studenten, ſon-

dern jeder Promovirte und was ſonſt ſich dem geiſtigen Berufe nähert, gehört zu ihnen. — Man erzählt von grauſamen Ausfällen, die die Soldaten im Belvedere auf vorübergehende Bürger und beſonders auf Studenten machen. In den Wirthshäuſern ſitzt Alles bewaffnet, wir ſind völlig wie in einem großen Lager.

den 10. Oktober.

Lärmend und mit eigenthümlichem Singſang rufen ſchon am frühen Morgen Frauen und Jungen in der ſtillen Gaſſe die Zeitungen zum Verkaufe aus. Es gibt kein ſtilles Morgendämmern der Gedanken mehr. Alles Dichten und Trachten wird alsbald wieder auf den Poſten gerufen, von dem nur der Schlaf auf Stunden ablöſt.

Zum Reichstag! rufen die eintretenden Freunde, dort iſt das offene Herz des ganzen Staats- und Stadtlebens. Schuſelka berichtet von der ſturmvollen Nacht. Man verlangte, daß das Belvedere angegriffen und der Landſturm aufgeboten werde. Beides wurde zurückgewieſen, dagegen die Nationalgarden der Umgegend zur Bereithaltung aufgefordert, die

geordnete allgemeine Volksbewaffnung veranstaltet, vom Ministerium abermals an den Banus eine Zuschrift durch zwei Reichstagsmitglieder erlassen, um von ihm eine entschiedene Antwort zu erhalten. Man erwartet bis gegen Abend Auskunft von ihm und von Auersperg.

Abends wiederum Sitzung im Reichstag. Minister Kraus berichtet, daß Minister Hornbostl, den der Kaiser zu sich berufen, denselben bei Krems getroffen habe. Der Kaiser werde sich weiter nach Brünn oder Ollmütz begeben. Pillersdorf, Borrosch und Stubnitzki waren bei Auersperg gewesen und die langen Verhandlungen mit demselben führten zu keinem weitern Resultat. Auersperg will seine Stellung nicht aufgeben, erklärt aber auch zuletzt, daß er mit dem Banus in keiner Verbindung stehe.

Die Deputation, die bei Jelachich gewesen war, berichtet, daß dieser antwortete: „als Staatsdiener bin ich verpflichtet, der Anarchie nach Kräften zu steuern; als Militär gibt der Donner des Geschützes die Marschdirektion.“

Hier in Oesterreich und zumal in Wien ist die

Herrſchaft der bombaſtiſchen exaltirten Phraſe und eben dieſe benützt Jelachich nun zur diplomatiſchen Intrigue. Was ſoll das heißen: er folge dem Donner des Geſchützes?

Jelachich, der Kroatenhäuptling, hat mit fremden Truppen deutſches Reichsgebiet betreten; aber freilich hier iſt der kranke Punkt. Was iſt in Oeſterreich deutſches Reichsgebiet? Wer beruft ſich hier darauf? Würde nicht ein allgemeines Zeter entſtehen, wenn deutſche Reichstruppen zur Vertreibung der Kroaten einrückten? Es herrſcht eine jämmerliche Unentſchiedenheit und Gedoppeltheit in Bezug auf das Verhältniß zu Deutſchland. Selbſt beſſere Köpfe ſcheuen ſich vor dem muthigen Entſcheide. Ein ſtarkes einiges Oeſterreich heißt es, und doch, wie die Phraſe hier lautet „ein inniger Anſchluß“ an Deutſchland, während in Preußen die Phraſe zu Pferde heißt: „ein Aufgehen in Deutſchland.“

Das öſterreichiſche Sonderſtreben und Sonderbewußtſein iſt ganz verſchieden von dem preußiſchen. Es iſt hier nicht jener ſoldatiſche Hochmuth, jenes Pochen auf hiſtoriſche Beſonderheit, mit Berufung

auf Friedrich II., auf Blücher u. ſ. w., es iſt hier einfach die Thatſache, daß man einen Völkercomplex zuſammenhalten, ſich eine beſondere Wirthſchaft bewahren möchte, da man all die fremden Gäſte nicht im väterlichen Hauſe unterbringen kann. Dazu kommt, daß Alles, was hier geiſtiges Leben und geiſtige Beziehung erhält, eine ſehnſuchtsvolle Hinneigung, eine gewiſſe ſympathiſche Abhängigkeit und Anhänglichkeit zu Deutſchland hat; denn von dort her wurde die Flamme genährt, dorthin flüchtete ſich was in der heimiſchen Stickluft zu verkommen fürchten mußte. Hiemit im Zuſammenhange ſteht auch die im allgemeinen Volkscharakter begründete harmloſe Beſcheidenheit und ſoziale Anſpruchsloſigkeit ſolcher Männer, denen eine bedeutende Rolle in der neuen Zeit zugefallen iſt, während man anderwärts viel mehr an Behaupten ſeiner perſönlichen „Stellung“ und dgl. denkt.

Das preußiſche Sonderbewußtſein betont es ſtark, daß es eigentlich nur aus Gnade ſich um die deutſche Einheit kümmere, da man ſich ſtark genug in ſich ſelbſt fühle und ohnedieß die Hegemonie der Intelligenz

habe. In Oeſterreich dagegen ſpricht man es unverhohlen aus, daß ein inniger Verein mit Deutſchland zu den liebſten Wünſchen gehört, aber freilich, wie das zu bewerkſtelligen, das will ſich ſchwer finden laſſen. Demokratiſche Idealiſten machen ſich die Arbeit leicht und ſprechen von einem großen mitteleuropäiſchen Föderativſtaat. Ein ſeltſames Spiel wiederholt ſich: die Diplomaten treffen von ganz anderm Standpunkte ausgehend mit den Idealiſten zuſammen. Ich hörte einen Diplomaten, der dem Stadion'ſchen Kreiſe nahe ſteht, den Plan auseinanderſetzen: Kaiſer Ferdinand müſſe abdanken und die Krone ſeinem Neffen Franz Joſeph abtreten. Dieſer ſolle dann zum Kaiſer von Deutſchland erwählt, das Frankfurter Parlament nach Wien verlegt und ſo Deutſchland und Oeſterreich in Eins verſchmolzen werden. Als ob ſich Preußen von Wien aus regieren ließe. Als ob dem vielfach corrupten Weſen der ganzen öſterreichiſchen Staatsmaſchine das exacte, wenn auch oft militäriſch ſtarre Verfahren in Preußen nicht weit vorzuziehen wäre.

Das Jämmerlichſte iſt, daß man im Anfange

dieſes Sommers zu Frankfurt ein Proviſorium einſetzte, während damals die Macht der öffentlichen Stimmung noch friſch genug war, um nach großem Maßſtabe eine neue Ordnung einzuſetzen. Jetzt drängt bei ſchon erlahmter Kraft der öffentlichen Meinung und den wieder eintretenden Rückſichten die Frage der Einheit, die im Frühlinge keine Frage ſein konnte, zur Entſcheidung, und es iſt ſehr zu fürchten, daß dieſe eine halbe wird...

den 11. October.

Jubel in der Stadt. 500 Mann Brünner Nationalgarden ſind angekommen, die Ungarn rüſten Dampfſchiffe aus, um Wien zu Hülfe zu eilen. Einer berichtet's dem andern freudeſtrahlenden Antlitzes auf der Straße. Am Mittag Sitzung des Reichstags. Löhner, der zum Kaiſer geſandt worden, hat denſelben noch nicht getroffen. Hornboſtl hat beim Kaiſer, bei dem er nichts mehr ausrichten kann, um Entlaſſung gebeten. Es wird abermals eine Deputation an den Kaiſer gewählt, um ihm die wahre Lage der Stadt darzulegen, aus jeder Provinz ein Deputirter. Der

Kaiſer muß doch endlich nachgeben, er muß doch endlich einſehen, daß in Wien nicht Anarchie herrſcht und daß längſt Alles ruhig wäre, wenn man nicht vielleicht von oben herab in Wien gewaltſam eine Revolution octroyiren wollte, um es hernach deſto ſtärker züchtigen zu können. Iſt Jelachich nicht da, ſo iſt in Wien keine Aufregung, die jetzt bis zum höchſten ſteigt.

Ein Anſchlag des Gemeinderaths erklärt, daß er die Verſorgung der Hinterbliebenen ſolcher, welche im Dienſte der Stadt gefallen, ſo wie die der Invaliden übernehme. Das macht gewaltigen Eindruck.

Der Reichstag, der immerfort gedrängt wurde, die Ungarn zu rufen, widerſteht dieſem Anſinnen. Er hat gegen den Einfall Jelachich's proteſtirt und kann alſo auch die Ungarn nicht rufen. Ein Anſchlag des permanenten Ausſchuſſes erklärt heute, das Gerücht ſei falſch, daß der Reichstag den Ungarn verboten habe, die öſterreichiſche Grenze zu überſchreiten.

Die Ungarn ſollen ſchon bereit ſtehen, heißt es jetzt, aber noch jenſeits der Grenze. Was zögern ſie?

Läßt man ſich rufen, um die Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen? Ich fürchte, wir Deutſchen ſind wieder einmal von einem fremden Volke am Narrenſeil geführt. Das darf man aber nicht laut werden laſſen.

Mit grünweißen Bändern geſchmückt ſind heute viele liebe Bekannte aus Graz und Steiermark hier angekommen. Es ſind muthige Söhne der Berge, freudige Burſchen, die, wie mir einer von ihnen ſagte, „zum Raufen“ hierher gekommen ſind. In den Provinzen laſſen die Beamten des alten Regime's, die noch immer am Ruder ſind, die wahre Lage Wiens nicht zur Kunde des geſammten Volkes gelangen.

Es iſt allarmirt durch die Straßen. Trupps ziehen auf und ab. Die Pferde aus den Marſtällen ziehen Kanonen, Munitions- und Fouragewagen, das iſt ein ewiges Auf- und Abwogen wie auf der aufgeregten See. Es läßt ſich kein ſcharf umriſſenes Bild einer Woge feſthalten.

Die von draußen kommen, bekennen ſelber, daß es eigentlich ſchwer ſei, dem gemeinen Manne die abſonderliche Lage Wiens begreiflich zu machen. Gegen den Kaiſer hat ſich Niemand erhoben, der Reichstag

tagt ruhig fort und wird von allen Seiten als der geſetzliche Hort und Rettungsanker anerkannt. Es galt nur der Camarilla, die neben und über dem konſtitutionellen Organismus ihr geheimes Spiel fortſetzte. Latour fiel als Opfer, ihn traf die gerechte Strafe aber auf ungerechte Weiſe für ſeinen Verrath an der Wahrhaftigkeit. Weil eben in Wien keine Revolution gemacht iſt, darum will man es jetzt von außen dazu zwingen, und doch ſteht Wien jetzt nur in der Nothwehr gegen Barbarenhorden.

den 12. October.

Mittags im Reichstage berichtete Schuſelka über die Verhandlungen mit Auersperg. Dieſer hat Belvedere verlaſſen, und ſich außerhalb der Stadt aufgeſtellt. Man erwartet allgemein ſeine Vereinigung mit Jelachich.

Ich ging Nachmittags zum erſtenmal mit Freunden nach dem Central-Comitee der demokratiſchen Vereine, das im Wirthshauſe zur Ente permanent iſt. Im zweiten Stock in einem großen Zimmer wurden die Sitzungen gehalten. In allen Ecken ſtanden Waffen, Karabiner, Flinten, Säbel, aus den offen

ſtehenden Schränken ſchauten Kugeln und Patronen heraus. An dem einen Ende des Zimmers lag ein junger Mann in Legionärstracht auf einem Bette und ſchlief ruhig. Der Ermüdete hatte wach Unruhe genug ertragen, der Lärm um ihn her ging ihn jetzt nichts an. An dem entgegengeſetzten Ende des Zimmers ſaß der räthſelhafte Chaiſés, eine Art Caglioſtro der Politik, gegen den Jedermann ein Aber in der Seele hat und der doch wie mit dämoniſcher Gewalt einen unbeſtreitbaren Einfluß ausübt. Er ſaß jetzt dort und zählte einigen fliegenden Buchhändlern ihre Kreuzer ab, die ſie für Plakate und dergleichen abzuliefern hatten. Doktor Tauſenau, ein Mann im Anfange der Vierzig, dunkeln und vollen Antlitzes mit etwas ſpitzem Untergeſichte, dem nächſt Schütte die mächtigſte Redegabe zu Gebote ſtehen ſoll, präſidirte an dem langen Tiſche in der Mitte des Zimmers. Ein Protokollführer ſaß neben ihm, dann Ludwig Eckart mit fein gegliedertem Körperbau, dem der Waffenrock gar zierlich ſtand. Er hat ſich früher wie ſo viele die jetzt das wilde Roß der Ultra-Demokratie tummeln, ausſchließlich in zahmer Wiener Belletriſtik umgethan

und in Journalſchlachten viel Tinte vergoſſen. Auch Jellinek war da, der rührige politiſche Magus aus dem Norden, der im „Radikalen“ Hegel-Bauer-Stirner'ſche Begriffsprozeſſe neben Wiener Würſtel mit Kren aufzutiſchen ſich bemüht. Das transparente Antlitz Jellineks zeugt von großer geiſtiger Rührigkeit, die etwas abgehärmte Geſtalt ſchien von ſelbſt zu demonſtriren, daß Abſtraktionen nicht wohlbeleibt machen; dazu das rührige ſtets mit den Händen fuchtelnde Weſen, das ſich leibhaftig auf den Gegner warf und ſchnell wieder die Brille auf dem Naſenſattel feſthielt. Jellinek gehört zu den grundehrlichen, dabei aber forcirten Naturen; theils die Conſequenz ſeiner angenommenen oder ſelbſt gefundenen Prinzipien, theils die raſche Folge der Thatſachen führte ihn über ſein eigentliches Naturell hinaus. Er wollte nicht, wie er glaubte, hinter ſich und den Thatſachen zurückbleiben und er wurde über ſich ſelbſt hinausgedrängt; daher jene fieberhafte Ungeduld, jenes ſich Ueberſtürzen in der Diskuſſion, jenes Berufen auf tauſenderlei Abliegendes, das alles zuſammen keine eigentliche Debatte mehr zuließ. Es tritt in ſolcher Forcirtheit, ein

gewiſſer Fanatismus ein, der das Für und Wider nicht mehr ruhig darlegen läßt, denn die Kunſt des Hörens, des wirklichen und getreuen Aufnehmens fremder Anſchauungsweiſe geht dabei verloren. Während der Andere ſpricht, hat der Zuhörende ſo zu ſagen nur immer den Gedankenpfeil in der Hand, den er losſchnellen will, ſobald Jener aufhört und — er ſchießt in die Luft.

Wie Viele werden in dieſen Tagen die Fruchtloſigkeit jeglicher Debatte erfahren haben, denn Wenige ſind bereit, einen neuen Gedanken als Erlöſer in ihr Herz einziehen zu laſſen und ihm die Ehre zu geben. Die Abſtrakten namentlich, den abſoluten Kritiker, die auf ſpekulativer Höhe über den Thatſachen zu ſtehen vermeinen und überall ſie auf ihre relative Bedeutung zurückführen wollen, dieſe gerade müſſen den Thatſachen wie beim Gänſemarſche durch alle beliebigen Zickzacke folgen und ſind ſelbſt die unfreieſten.

Es ließe ſich ein großes Kapitel über die forcirten Naturen in der Gegenwart ſchreiben, ich will es hier nur andeuten, vielleicht fragt ſich dabei mancher,

ob er denn wirklich und wahrhaft daſteht, wohin er ſich ſelbſt oder die Ereigniſſe ihn geſtellt...

Außer Jellinek war noch Dr. Frank bemerkenswerth. Eine Erſcheinung von impoſanter Kraft, wie für den Ritterharniſch geboren. Es handelte ſich auch heute darum, ob er als gebildeter Militär nicht Oberkommandant von Wien würde. Er und Meſſenhauſer waren die Kandidaten der demokratiſchen Partei, während eine andere Partei (die eigentlich keinen rechten Namen hat) einen ehemaligen Offizier Namens Spitzhütl ernannt wiſſen wollte.

Wunderſames Wogen, das in der Bruſt eines Mannes vorgehen muß, in den Stunden wo es ſich entſcheiden ſoll, ob er an die Spitze einer weltgeſchichtlichen Bewegung gerufen wird oder nicht. Wer iſt groß und ehrlich genug, daß er ſich ſagen könnte: Du wirſt mit demſelben Gleichmuthe das Eine und das Andere aufnehmen? Dieſes Herüber und Hinüber iſt unmöglich. Wer könnte mit der ganzen Kraft ſeines Weſens eine Stellung ergreifen, wenn er zur ſelben Zeit mit unbewegter Ruhe auf ſie verzichten könnte? Es wird ſich Jeder ehr-

lich geſtehen müſſen, daß im Falle der Abweiſung eine wenn auch nur momentane Bitterkeit in ihm aufſteigt.

Eine neue Geſchichte des menſchlichen Herzens wird ſich uns aufthun, wenn wie es fortan ergehen wird, die Männer der Geſchichte nicht mehr durch Geburt, ſondern durch Berufung an die Spitze geſtellt werden und ſie uns das enthüllten, was ihr Herz in ſolchen Entſcheidungsmomenten empfand. Welche edeln Vorſätze in dem einen und welche ehrgeizigen in dem andern müßten da zu Tage kommen. Wie leicht kommt es bei einer ſolchen Wahl, daß man dieſelben Menſchen, deren Ruf man im Bejahungsfalle als höchſte Genugthuung zu preiſen bereit iſt, im Verneinungsfalle als unfreie gedankenloſe Maſſe anſieht und ſich über ihre Würdigung weit erhaben dünkt. Oder wird uns die Geſchichte immer nur die äußeren Thatſachen hinſtellen und uns nie das wirkliche innere Leben enthüllen? Wie wenig Menſchen haben den Muth der Wahrhaftigkeit vor ſich ſelber! Wie viel Tauſende ſchminken ſich vor ſich ſelbſt in ihrer Einſamkeit!

Das Centralkomitee der demokratiſchen Vereine war keine geſetzlich anerkannte Behörde, als ſolche galt nur der Ausſchuß des Reichstags, der Gemeinderath und das Studentenkomitee, alle in Permanenz. Dennoch war der Einfluß des Centralkomitees von großer Bedeutung, wenn gleich eingeſtandenermaßen die demokratiſchen Vereine nie zu einer allgemeinen Geltung gelangt waren. Das Vereinsleben hatte in Wien überhaupt noch nicht recht Wurzel geſchlagen, nur die Arbeitervereine waren gut organiſirt und hatten darum eine feſte Haltung.

In den Verhandlungen war bei unſerer Ankunft gerade eine Pauſe eingetreten. Einige kamen und verlangten Waffen, Andere Munition, ſie wurden mit Zetteln verſehen an die betreffenden Orte geſchickt. Andere kamen aus den umliegenden Dorfſchaften und berichteten, daß von Jelachich daſelbſt die Nationalgarden entwaffnet wurden. Jelachich hob alſo aus eigener Machtvollkommenheit das vom Kaiſer garantirte Waffenrecht auf. Ich ſprach mit einigen Führern davon, daß man ſich nach Frankfurt wenden müſſe, um die Verletzung deutſchen Reichs-

gebiets zu wahren. „Nach dieſem Frankfurt, hieß es von einigen Seiten, das weiter nichts als der Sitz der neuen Central-Polizei iſt? Wir wollen nichts davon.“ Jellinek dagegen trat auf meine Seite. Er hatte ſelber ſchon den Antrag hiezu geſtellt und verlangt, daß man zu dem Zwecke eine große Volksverſammlung einberufe. Er war aber damit durchgefallen. Er klagte überhaupt über politiſchen Unverſtand und ſagte, er wolle nach Beendigung dieſer Bewegung, ſei ſie welche ſie wolle, wieder hinaus nach Deutſchland.

Ich nahm mir zwei Reiterpiſtolen mit, um auch Waffen zu haben, und wir gingen nach dem Studentenkomitee. Im Hofe der Aula war Alles gedrängt voll von Bewaffneten oder eigentlich von Menſchen, denn man ſah in dieſen Tagen faſt keinen Menſchen ohne Waffen. Auf die Verſicherung unſers Führers wurden wir eingelaſſen und ſtiegen zwei Treppen hinan.

Auf den Treppen hörten wir einen dem andern die Mahnung zurufen, doch nicht immer mit geladenem Gewehr umherzugehen, und in der That, wenn man

bedenkt, wie viel Tauſende Ungeübter in dieſen Tagen mit aufgeſetztem Zünder umhergehen, ſo muß man ſich wundern, daß nur ſo wenig Unglück geſchah. Auf dem Corridor, wo einzelne Studenten auf Stroh lagen und auf einer Bank einige Gläſer mit Wein ſtanden, wurden große Säcke mit Tabak und Zigarren getragen in dieſes und jenes Zimmer; der Gemeinderath hatte ſolche zu beliebiger Verwendung geſchickt. Wir traten in das Zimmer, wo das permanente Comitee ſeine Sitzungen hielt. Mit einer unverkennbaren ernſten Gewiſſenhaftigkeit wurden hier die Verhandlungen geleitet. Die Berichte überſtürzten ſich, die Leute mußten zurückgehalten werden, daß nur einer nach dem andern ſeine Sache vortrug. Da iſt ein Spion eingefangen. Ein Student wird beordert mit ihm in das beſondere Zimmer zu gehen, wo die Unterſuchungen geleitet werden. Ein anderer bringt Klage über Mangel an Zuſammenhalt unter den Bewaffneten, über fehlende Munition und dergl. Wird an das Oberkommando verwieſen. Ein dritter bringt Thatſachen zur Konſtatirung der Willkürlichkeiten und Grauſamkeiten, die von den Truppen auf

dem Belvedere begangen wurden. Wird zu Protokoll genommen. Eine umliegende Dorfſchaft ſendet ihre Waffen, damit ſie nicht in die Hände Jelachich's kämen. Alles Alles drängt ſich zuerſt mit ſeinen Anliegen an das Studentenkomitee. Es iſt die Behörde, der man am naheſten ſteht und am freudigſten Autorität einräumt. Der Eindruck, den die ganzen Verhandlungen machten, war ein durchaus männlich ernſter. Ein Student Namens Hofer, ein junger Mann mit einem edeln Schnitte des Geſichtes, deſſen Stimme durch unverkennbare lange Anſtrengung und Ueberwachtheit gedämpft und ſanft melancholiſch klang, präſidirte gerade. Es bedurfte nur leiſer Andeutungen, um Zwiſchenreden und dergl. in das gehörige Geleiſe zu führen. Die Sitzung verwandelte ſich jetzt durch einen Neueintretenden in eine geheime, und obgleich uns einzelne verſicherten, wir könnten ausnahmsweiſe dableiben, verließen wir dennoch mit allen nicht zum Comitee Gehörigen das Zimmer.

Ich hörte von unſerm Begleiter, daß in der geheimen Sitzung wegen des zu erwählenden Oberkomman-

danten Mittheilung gemacht und Berathung gepflogen werden ſoll.

Mich verlangte die Kroaten zu ſehen und wir wurden in das Zimmer geführt, wo ſie gefangen waren. Es war ziemlich geräumig, einige Stühle und eine Bank bildeten den Hausrath. An beiden Seiten der Länge nach lag Stroh auf dem Boden. Dort ſaß Einer und hatte das Kinn auf die Fauſt geſtemmt und glotzte uns unverwandt an. Am Fenſter ſtand eine Gruppe in fremd lautendem Geſpräche, daneben hockte einer der ſeine Hoſen flickte, ihm zur Seite lag ein anderer ausgeſtreckt und ſchlief, während andere, die ebenfalls ausgeſtreckt lagen, den Kopf in die Hand geſtemmt nach uns aufſchauten. An der Thüre auf einem Stuhle ſaß ein junger Mann, rothwangig und blond; er hat noch vor Kurzem in Wien ſtudirt und war bei ſeiner Gefangennehmung ein alter Mann mit grauem Haar und grauem Bart geweſen. Die Kroaten mit ihren eng anliegenden Beinkleidern und ſchmutzigen Hemden, die Füße mit Lumpen umwunden, hatten eine ganz fremdartige Geſichtsbildung; ſchmale Stirn, braune Augen, aufgeſtülpte Naſe, Mund und

Kinn nicht unedel, ſchwarze Haare und dunkle Geſichtsfarbe. Außer dem Bewußtſein der Gefangenſchaft, das wol ſchwerlich tief ging, lag auf ihrem Antlitze noch jener unnennbare Zug der Wehmuth, der aus einem Menſchenantlitze herausblickt, in dem das freie Menſchenthum noch nicht hervor entwickelt iſt. Die Naturphiloſophen finden dieſen Zug auch in den edeln Thiergattungen, beſonders in der Phyſiognomie der Hunde. Ich ſpreche das hier ohne irgend andere Beziehung aus und nur um anzudeuten, was ich unter jenem wehmüthigen Bann auf den Geſichtern verſtehe. Ich muß bekennen, mich machte es tief traurig, dieſe ſchuldloſen Menſchen von einem kecken Intriganten zu Mord und Raſerei aus ihren Steppen herausgelockt zu ſehen. Ein Bekannter, der kroatiſch verſtand, erzählte mir, dieſe armen Kerle waren in dem feſten Glauben, ſie ſtänden vor Peſth, um ſolches zu erobern und ſie wunderten ſich ſehr, daß die Leute hier keine geſtickten Hoſen haben wie die Ungarn. Jelachich hat ſeine Horden die Kreuz und die Quer geführt, bis ſie endlich vor einer großen Stadt Halt machten. Das iſt Buda-Peſth hieß es, das müßt

ihr nehmen und plündern. Was brauchten die armen Schelme zu wiſſen, daß die Stadt Wien heißt? Sie hatten nur zu ſchießen und zu ſchlagen.

Das alſo ſind die Retter des Hauſes Habsburg. Hier iſt das diplomatiſche Ränkeſpiel leicht.

Wir verließen das Zimmer. Auf dem Korridor promenirte ein Mann in einem braunen Paletot mit weißem Haupthaar, auf dem eine rothe goldgeſtickte Hausmütze ſaß. Neben ihm ging ein ſchöner Student mit großem braunem Barte, der ſich ſehr verbindlich gegen den Alten benahm und ſich mit ihm unterhielt. Es war der ungariſche Miniſter General Recſey, der hier auf der Aula gefangen ſaß und ſich, wie es ſchien, gar nicht unbehaglich fühlte.

Wir gingen noch nach dem Unterſuchungszimmer. Dort ſaß ein Student an einem Katheder, das auf ebenen Boden geſtellt war; neben ihm der Protokollführer. Ein Nationalgardiſt brachte eine Frauengeſtalt zur Unterſuchung, eine Erſcheinung wie ſie die abentheuerlichſte Phantaſie nicht wunderlicher ausſtaffiren kann. Ein abgeſchoſſener zerdrückter grüner Seidenhut mit altmodiſch langem Vordache, die Stirne in

ein rothes Tuch gebunden, ein blau geweſener kurzer Seidenmantel, eine große braune Schürze, große Männerſtiefel an den Füßen, das zahnloſe Geſicht ſchmutzig grau, die dunkeln Augen immer verſchmitzt zudrückend, raſch ſich hin und her bewegend und jeden anlächelnd. Der Nationalgardiſt hatte ſie eben ertappt, als ſie heimlich einem Manne einen Brief übergeben wollte, den er außerhalb der Stadt auf die Poſt legen ſollte. Er verhaftete ſie ſammt dem Briefe und brachte ſie hierher. Der Brief war von einer feinen Frauenhand an die Gräfin Bathiany in Iſchl. Seinen Inhalt konnte ich nicht erfahren. Die Vermuthung lag zur Hand, daß das ein verkleideter Mann ſei. Sie mußte Hut und Kopftuch abnehmen und kurze ſchwarze Haare quollen wirr auseinander. Herbeigekommene übergegangene Grenadiere erkannten ſie aber als eine Marketenderin und ſie gab nun an, daß ihr Name Antonie Edle von Höpfner ſei, daß ſie mit vier Kindern geſegnet, wobei ſie vier Finger zum Himmel hob u. ſ. w. Ich erfuhr weiter nicht was aus dieſer ſeltſamen Erſcheinung geworden, denn im Hofe der Aula brauſte und toſte es wie ein Sturm. Man

hatte die Leiche eines Studenten gebracht, die man nach dem Abzuge des Militärs vom Belvedere dort gefunden. Die Leiche war ſchauderhaft verſtümmelt, die Zunge ausgeſchnitten, die Augen ausgeſtochen, der Mund aufgeſchlitzt bis zu den Ohren, die Naſe abgehackt, der Bauch aufgeſchlitzt, alle Raſerei des zum Ungeheuer gewordenen Menſchen war verübt. Ein Heulen und Racherufen, herzerſchütternd wie noch nie, hörte ich hier. Die Frauen zerfloſſen in Thränen und Wehklagen, und die Männer, nicht Studenten, nicht Proletarier, hoben ihre Waffen zum Himmel und ſchwuren Rache an dem Hauſe Habsburg und an Ferdinand dem Gütigen. Ich ſah einen alten wohlbeleibten Mann, die hellen Thränen liefen ihm über die Wangen und er konnte nur nach heiſer die Worte rufen: „Rache an Habsburg! So läßt uns der gute Kaiſer ermorden, weil ein Einziger ermordet worden.“ Ich ſah hier das empörte Herz des gutmüthigſten Volkes und erkannte wohin man es treiben kann durch ſchmählichen Verrath. „Zum Reichstag! zum Reichstag!“ erſchollen plötzlich die Stimmen und zum Reichstag! ſchrie Alles. Mit

einer ſchwarzen Fahne vorauf trug man die Leiche hin, die Reichstagsmitglieder mußten ſehen, wie die Truppen des Kaiſers mit ſeinem Volke umgingen. Schuſelka kam herab und beruhigte mit wenigen Worten das zum Aeußerſten gereizte Volk und als der Abgeordnete Fürſt Lubomirski die Leiche ſah, verfiel er plötzlich in Wahnſinn und „o Jelachich! o Jelachich!“ ſoll ſein Ruf gelautet haben, bevor er in Raſerei verfiel.

Wir kehrten nach dem Centralkomitee der demokratiſchen Vereine zurück, wir waren kaum dort, als ein Mann, der eine ziemliche Rolle geſpielt hat, ſchäumend vor Wuth hereinſtürzt und aus aller Kraft ruft: „Spitzhütl iſt Kommandant! das darf er nicht ſein oder ich laſſe ihn ermorden durch meine Arbeiter! Ich war bei dem Studentenkomitee, ſie werden auch proteſtiren, ſie müſſen. Jetzt hinaus, agitirt, regt auf, keine Ruhe, Spitzhütl muß abdanken, er iſt ein Schwarzgelber!“

Ich geſtehe, mir wurde ſchwindlich auf den hochgehenden Wellen des Revolutionsſturmes. Ich war wie zerſchlagen von alle dem, was ich heut geſehen

und erlebt. Es bedarf wol anderer Organisationen, um solchen vielleicht nothwendigen Terrorismus des Revolutionslebens mit ins Werk zu setzen und in ihm zu stehen. Dabei ist aber auch wohl zu beachten, daß die leidenschaftliche Entzündung der Gemüther nicht blos aus dem Eifer für die Allgemeininteressen entsteht, sondern mit diesem zugleich auch aus persönlicher Reibung, aus dem Kampfe Mann gegen Mann. Diese Erhitzung muß auch dem noch so theilnahmvollen Fremden entgehen, denn er kennt nicht die Personen, sondern nur die streitenden Richtungen, ihm fehlen die Voraussetzungen, die Plänkeleien, die schon lange die folgende Schlacht ankündigten und nothwendig machten.

Ich möchte bei dieser Betrachtungsweise auch noch auf hunderterlei andere Vorkommnisse hinweisen, die leicht von denen zu hart und scharf beurtheilt werden, die nur den Kampf im großen Ganzen übersehen und nicht mit im Einzelstreite standen....

Man gewöhnt sich mitten in der Revolution an die außerordentlichsten Ereignisse, und was uns sonst Tage lang niederdrücken und mit ein und derselben

Stimmung erfüllen könnte, wird von der nächſten Welle weggeſpült.

Wir müſſen uns in heutiger Zeit für lange daran gewöhnen, auf der Lokomotive zu wohnen und mitten unter Keuchen und Brauſen Stärke in uns ſammeln.

Ich hatte meinen ſteierſchen Befreundeten verſprochen, ſie im Bierhaus „zur Linde" zu treffen. Dort ſaßen wir nun am Abend im ruhigen Geſpräche. Man muß anhalten wie der Reiter auf flüchtigem Roſſe, der ſich einen Trunk reichen läßt und dann wieder davonjagt; aber wer hält Zaum und Zügel der großen Maſſenbewegung in der Hand? und wie iſt ſie geſchult?

Es war bald 11 Uhr, als ein Steierer ankam und ſeine Kameraden einlud zum Zeugnißablegen auf die Aula zu kommen. Ich ging nochmals hin. Wir kamen zuerſt in das Zimmer, wo das permanente Komitee Sitzung hielt. Die Arbeit hörte noch nicht auf. Hofer präſidirte noch, und die Art, wie er in den Mantel gehüllt ſich auf die Klingel ſtützte, zeigte, daß er wol ſehr ermattet war aber nicht nachgab. Rings herum ſaßen die Meiſten mit dem Gewehr im Schoße

und debattirten. Ein junges Blut am untern Ende des Tiſches war eingeſchlafen und ſeine Stirne lag auf dem Schaft einer Reiterpiſtole. Ein großer Krug mit Waſſer ſtand mit Gläſern auf einem kleinen Nebentiſche, ſonſt gab es keine Getränke, die Zigarren hielten wach. Es kommt den jungen Männern nicht ein und ſie halten ſtrenge darauf, daß ihr ernſtes Amt auch nicht im Entfernteſten in einen burſchikoſen Commers ausarte.

Wir wurden nach dem Unterſuchungszimmer beſchieden. Neben dem Katheder ſaß ein ſchmucker wohlgenährter ſteierer Jäger in der grauen Uniform mit grünen Aufſchlägen. Er zwirbelte ſeinen Schnurrbart rechts und links, rauchte ſeine Zigarre ruhig fort und ſpuckte von Zeit zu Zeit weithin aus. Er hatte den grünen Hut mit dem Gemsbart aufbehalten und ſchaute keck unter den Anweſenden umher. Um die Hüfte hatte er nur noch den Gurt, aber keinen Hirſchfänger mehr. Er gehörte zu den Freiwilligen, die ſich in Gratz hatten für den italieniſchen Krieg anwerben laſſen, und war nun mit ſeinen ſechzig Mann Wien zu Hülfe geeilt. Hier aber hatte er mit den Auersper-

giſchen Truppen Verbindungen einzuleiten geſucht und überhaupt manches Verdächtige begangen. Er benahm ſich während der ganzen Unterſuchung keck und wegwerfend, und als er bei dem Protokoll ſeinen Namen angab, ſetzte er unter dem ſchallenden Gelächter aller Anweſenden hinzu: „Schreiben Sie auch: kaiſerlich-königlicher Oberjäger.“

Während der ganzen Unterſuchung trippelte im Hintergrunde des Zimmers ein friſch eingebrachter gefangener Soldat auf einem Strohlager in kurzen Sätzen wie eine Hyäne im Käfig immer hin und her und grinſte dabei ſtets halb gutmüthig, halb ſchelmiſch. Der kaiſerlich königliche Oberjäger und der Soldat wurden nun vorläufig in Gewahrſam gebracht.

Als wir nach Mitternacht nach Hauſe gingen, hörten wir, daß Spitzhütl ſchon nach einer Stunde abgedankt habe und Wenzel Meſſenhauſer, ein Demokrat vom reinſten Waſſer, der ehemals Offizier geweſen war und ſich jetzt der Schriftſtellerei befleißigte, zum Oberkommandant ernannt ſei.

den 13. Oktober.

Der Präſident Smolka erſucht im Reichstage die Journaliſten und das ganze Haus, über das gräßliche Schickſal Lubomirski's vorerſt nichts in die Zeitungen zu bringen, damit die Familie den Schlag nicht zuerſt aus der Oeffentlichkeit erfahre. Von den Journaliſten war ſchon vorher ein Rundſchreiben zur Einhaltung ſolcher Diskretion in Umlauf geſetzt worden.

Von den Ungarn iſt eine ſehr warme Adreſſe an den Reichstag eingegangen, die in „freier Bruderliebe" die „treue Bruderhand" bietet. Sie wollen Jelachich auf öſterreichiſchem Boden ſchlagen und ſobald es der Reichstag befiehlt, Halt machen. Schuſelka berichtet, daß in den Provinzialblättern die Wiener Zuſtände auf das Schmählichſte entſtellt würden, als herrſche dort Anarchie und Mordbrennerei, während doch die Haltung der ſogenannten unteren Volksklaſſen eine wahrhaft bewundernswerthe iſt. (Aber freilich, man muß draußen ſchreien: Anarchie! um drauf losſchlagen zu können). Außer den Steierern ſind auch aus Salzburg zwei Profeſſoren mit den Studenten angekommen. Vertrauensadreſſen aus vielen Städten gehen

beim Reichstage ein. Jelachich erklärt nun, daß er auf die Nachricht von der Lage Wiens angerückt sei.

Das erste Plakat von Messenhauser ist da; er spricht von den Stunden, „wo jeder Tag ein Blatt der Weltgeschichte füllt" und dann „versenken wir trübe Erinnerungen in den ewigen Strom des Vergessens." Ich kann nicht begreifen, wie man noch solche abgenutzte Phrasenschablonen anwenden mag, aber jemehr ich unter den Lesenden aufmerksam beobachte umsomehr sehe ich, daß derartiges Wortgetrommel hier noch gewaltigen Eindruck macht. Es ist ein kindliches Volk und ein südliches zugleich. Die Reden und die Bewegungen bei demselben, selbst unter einfacheren Menschen, stechen sehr gegen das Nordische ab; man wird ungerecht, wenn man die südliche Erregtheit nicht überall in Anschlag bringt, die sich dennoch mit einer breitspurigen Behaglichkeit verbindet. Da steht eine heftig debattirende Gruppe beim Stock am Eisen. Ein Mann zündet sich bei seinem Nachbar vorher ruhig seine Zigarre an, steckt sie in die bereit gehaltene Meerschaumspitze und spricht dann mit blutdürstiger Leidenschaftlichkeit gegen den Kaiser und Je-

lachich. Eine neugierige Frau kommt herbei, ſie will auch was hören und während ſie angeſpannt aufhorcht, ſtrickt ſie dabei weiter an einem Strumpfe.

Das Gerücht, daß Windiſchgrätz Truppen gegen Wien ſammle, erhitzt alle Gemüther aufs Neue. Es ſcheint Vielen unglaublich, aber was iſt heutigen Tages unglaublich? Die Gerüchte ſind heutigen Tages die vorausgehenden Schatten der Ereigniſſe.

Am Abend erfuhr man im Reichstage aus der Berichterſtattung Schuſelka's, daß Löhner mit ſeiner Miſſion beim Kaiſer noch nicht vorgelaſſen, die frühere Deputation aber eine Audienz gehabt. Von Jelachich iſt abermals eine Zuſchrift angelangt, daß er nichts Feindliches im Schilde führe, ſondern nur ſeine Bürgerpflicht zur Bekämpfung der Anarchie üben wolle. Es wird ihm geantwortet, daß in Wien keine Anarchie herrſche und kein Kampf entſtehen würde, wenn er abziehe und es wird Jelachich bedeutet, daß ſeine Entwaffnung der Nationalgarden mit ſeinen Worten im Widerſpruch ſtehe.

Borroſch legt die von ihm beantragte Adreſſe vor, in der der Kaiſer um Zuſammenberufung eines Völ-

kerkongreſſes als einzigen Rettungsmittels angegangen wird. Man nimmt die Adreſſe an und doch, wer kann eine Hoffnung darauf bauen? Völkerkongreß! das iſt eines jener hochtrabenden Worte, die ſich zu rechter Zeit einſtellen, wenn es an wirklichen Handhaben fehlt. Völkerkongreß! Gewiß, man muß doch am Ende Friede ſchließen nach ausgefochtener Schlacht; warum ſollte man nicht gleich vorher eben ſo gut thun können. Verändert die Zahl der Gefallenen etwas an der rationellen Kraft der Motive? Aber die Menſchheit iſt nun einmal ſo angethan, daß erſt nachdem die Völker blutig mit einander gerungen, ſie ſich zur nothgedrungenen Verſtändigung neigen. Es wäre zu wünſchen, daß die Humanität uns eine andere Sachlage darböte; aber ſind Wünſche Thatſachen? Man nahm wol dieſe neue Adreſſe nur an, um auch dieſes Mittel verſucht zu haben, obgleich wol wenige eine Hoffnung darauf ſetzten.

den 14. Oktober.

Iſt es marionettenhaft oder ſtarrſinnig? das kann kaum die Frage ſein. Der Abgeordnete Peitler be-

richtet im Reichstage von der Audienz beim Kaiſer. Die Deputation mußte zuerſt in einem Vorzimmer im Erdgeſchoſſe auf Anordnung des Grafen Laszanski lange warten. Selbſt die Nationalgarde war empört über dieſe Behandlungsweiſe; endlich um Ein Uhr Nachts wurde ſie vorgelaſſen. Lobkowitz und der Erzherzog Karl waren außer dem Kaiſer zugegen. Der Kaiſer warf kaum einen Blick in die vorgelegte Adreſſe, zog dann ein Papier aus der Bruſttaſche, las es ab (es enthielt faſt dieſelben Worte vom 7. aus Schönbrunn) und nachdem die Majeſtät das Papier geleſen, zog ſie ſich zurück.

Man bleibt am Hofe immer auf demſelben Punkte ſtehen.

Wie auf der Straße die Barrikaden noch immer permanent ſind, ſo bilden ſich auch ſo zu ſagen permanente Barrikaden in den Gemüthern. Was ſoll aus dieſer Auflehnung werden?

Wien muß ſich vertheidigen gegen die Horden Jelachich's. Auf den Vorpoſten knallen Schüſſe, ſo oft ſich ein Kroat in die Tragweite einer Kugel wagt. Vertheidigen — das iſts, worauf man Wien gedrängt.

Es bilden ſich mobile Freikorps, in den Kaffeehäuſern wird geworben und eingeſchrieben, ebenſo in dem Wirthshauſe „zur Ente“ und auf der Univerſität.

Man lebt in beſtändiger Spannung, vor der Mündung einer geladenen Kanone. Wer wäre ſo nüchtern und kalt, die einzelnen eigenthümlichen Merkmale der leidenſchaftlichen Erregung feſtzuhalten? Man wird ſelber mit hineingeriſſen in die Geſammtſtimmung.

In der Nachmittagsſitzung des Reichstages berichtet Schuſelka abermals über neue Beiſtimmungsadreſſen von Städten und Dörfern. Pillersdorf, der außerhalb der Linie war und verhindert wurde, in den Reichstag zu kommen, ließ ſich in das Hauptquartier bringen, wo Auersperg und Jelachich ſich vereinigt hatten. Ihm ward eine Zuſchrift an den Reichstag eingehändigt, wonach dieſer den Einmarſch der Ungarn verhindern ſolle und dagegen ſolle die Zufuhr von Lebensmitteln in die Stadt wieder frei ſein. Schuſelka verlieſt die Antwort hierauf, daß man den Kaiſer um Friedensvermittelungen gebeten habe, Lobkowitz hatte den Deputationen verſichert,

Jelachich werde nicht feindlich ſein, aber das Abſchneiden der Zufuhr, das Entwaffnen der Nationalgarden ſind feindliche Thaten. Jelachich müſſe ſich zurückziehen, dann werden die Ungarn auch nicht weiter vorrücken, das belagerte Wien kann ſie nicht wegdekretiren. Mit großer ſittlicher Entrüſtung ſpricht der Pole Feodorowicz über das Benehmen der Machthaber. Es liegt in der Empfindungs- und Ausdrucksweiſe dieſer Polen etwas eigenthümlich Anziehendes. Sie ſprechen eine fremde Sprache, der Akzent iſt fremdlautend, die Wortfügung ſelbſtgeſchaffen; dadurch erhält alles Ausgeſprochene etwas Urſprüngliches, wie aus kindlich reinem Herzen Entſprungenes. Man ſieht gleichſam den ausgebildeten Geiſt mit den überall neckenden Formen der Sprache ringen und der Gedanke die Empfindung kommt endlich ohne alles Phraſenbeiwerk zu Tage. Man ſieht es, daß man hier hinabſteigen muß in den Schacht der Seele, dort neue Barren löſen und nicht mit ausgeprägter, oft abgegriffener Scheidemünze um ſich werfen kann. Während bei einem eingebornen Redner die Anzeichen ſeiner Unbeholfenheit durch die Furcht vor derſelben

in dem Hörer eine Mißstimmung, eine bange Unruhe hervorbringt, erzeugt die Unbeholfenheit hier bei einem Fremden eine liebevolle Hinneigung. Man ſtreckt gleichſam die Hände aus um den, der ſich auf fremden Boden nur ſchwer bewegen kann, bei etwaigem Falle ſchnell in die Arme zu nehmen. Dieſe Empfindung kommt uns im ſozialen Leben oft vor, daß wir Gedanken die von einem Ausländer in unſerer eigenen Sprache dürftig ausgedrückt werden, eben dadurch höher halten. Wie weit mehr iſt das hier, wo wir Männer mit aller Hingebung ſich der Freigeſtaltung eines Staatslebens widmen ſehen.

Die Polen, die im Reichstage mehrmals mit den Czechen eine Convention eingegangen hatten, erkannten ſpäter, daß ſie in eine falſche Stellung gerathen waren. Das deutſche Weſen und die Demokratie die von uns ausgeht, muß ihre natürliche Stütze ſein und darum harren ſie auch jetzt getreulich aus in der peinlichen Lage, in die das Volk von der einen weit mehr aber der Hof von der andern den Reichstag verſetzte.

den 15. Oktober.

Das ist nun der zweite Sonntag an dem keine Glocken läuteten. Die Kirchgänger und darunter besonders Frauen wandelten still nach den Kirchen. Der gewaltige St. Stephan hat bei Tag und bei Nacht Sturm geläutet und es will sich ihm nicht schicken zum Beten zu rufen. Auf der Straße Alles bewaffnet, man sieht keine Kinder, die lebendigen Zeugen der Harmlosigkeit sind eingeschlossen oder geflüchtet. Man möchte sich in die Kinderseelen versenken, die unter solchen Eindrücken sich entfalten; aber der Geist kann kaum das fassen, was ihm die ewig wechselnde Anschauung der Stunde bietet. Man erwartete heute einen entscheidenden Kampf, er ist nicht eingetroffen. Man gewöhnt sich nach und nach an diesen Zustand, man lernt im kleinen wie im großen Leben, sich zwischen Thür und Angel einrichten. Das war auch heute die Stimmung im Reichstage. Pillersdorf verlangte, daß man in der regelmäßigen Arbeit in der Fortberathung der Grundrechte weiter gehen möchte. Das werde auch der Stadt Ruhe einflößen. Mehrere Abgeordnete weisen nach, wie

in auswärtigen Blättern die Zuſtände von Wien gefliſſentlich entſtellt werden, wie namentlich das aberwitzige Mährchen, daß die Mörder Latours vom Reichstage freundlich empfangen wurden, in auswärtigen Blättern als Thatſache hingeſtellt wird. Es wird darüber debattirt, ob man ſolche Verleumdungen widerlegen ſoll. Borroſch will zu dieſem Behufe nur eine einfache Darſtellung des 6. Oktobers. Schuſelka hält es nicht in der Aufgabe des Reichstages, jetzt Geſchichtſchreiber zu ſein, es müſſe der wahrheitsgetreuen Preſſe ſelbſt überlaſſen bleiben, die Verleumdungen zu vernichten. Das wird angenommen.

Während der Pauſen in den Thatſachen oder in der innern Arbeit iſt man leicht geneigt, Figuren zu zeichnen. Hier einige.

Pillersdorf, ein hoher ſchlanker Fünfziger mit hoher Stirne, deren Begrenzung durch die Glatze nicht mehr zu beſtimmen iſt, gehört entſchieden zu den bedeutendſten Talenten des Reichstags. Alle ſeine Äußerungen bekunden ſtaatsmänniſche Ruhe und feſten Blick. Sein Gang zeigt, daß er oft im Salon, in

der Staatsuniform repräſentirte. Er bewegt ſich in bürgerlicher Kleidung wie ein Soldat, der die Uniform abgelegt hat. So oft er ſpricht erfolgt angehaltene Ruhe. Sein unſchönes Organ, das die Worte etwas wälzt und kaut, vermag keinen lebhaften Eindruck zu machen, aber in ſeinen Darſtellungen ordnet er die Thatſachen und verſchiedenen Meinungen mit feſter Beſtimmtheit. Er einregiſtrirt ſie wie in einem Büreau, das dahin, das dorthin, es iſt Alles wieder leicht aufzufinden. Er hat ſich in dieſen Tagen wieder die Popularität erobert, die er im Mai als Miniſter verloren hatte. Seine Ernennung zum Vicepräſidenten begrüßten ſelbſt die Radikalſten auf der Journaliſtenloge mit Jubel. Man hatte damit einen feſten Schild der wühleriſchen Hofpartei gegenüber. Allgemein wird die genaue Kenntniß Pillersdorfs im ganzen öſterreichiſchen Staatshaushalte hoch angeſchlagen. Und ſo oft der Reichstag beiſammen iſt, ſieht man danach, ob Pillersdorf auf ſeinem Platze, den er im rechten Zentrum hat. Unter Metternich bereits in der liberalen Oppoſition ſtehend, hat ſich in ihm eine Geſchmeidigkeit, ja eine gewiſſe Weichheit des We-

ſens ausgebildet. Ich habe mehrere derartige Naturen kennen gelernt, die, unter Metternich ſchon die Freiſinnigkeit huldigend, nicht einen ſtahlharten Charakter in ſich ausbildeten, ſondern im Gegentheil eine gewiſſe elegiſche Weichheit. Es iſt das ein eigenthümliches Ergebniß der beſonderen öſterreichiſchen Zuſtände und des allgemeinen Volkscharakters. Im Zuſammenhange damit haben ſich auch in der Poeſie der vergangenen Zeit in Oeſterreich die bedeutendſten Repräſentanten der Elegie und des Weltſchmerzes gefunden. So heterogen es erſcheinen mag, die eigenthümlich offene Eindrucksfähigkeit, die ſich in Pillersdorf findet, die ihn nicht ſtarr und ſchroff in ſich gehalten ſein läßt, hängt mit jener Hinneigung zur Elegie zuſammen. Im proteſtantiſch ſcharfen Norden haben ſich während der Sklaverei weit mehr trotzige wetterharte Naturen ausgebildet.

Ich ſetze einen andern Mann gegenüber. Da iſt Goldmark, ein junger Mann von der Bergpartei, von unterſetzter gedrungener Geſtalt mit zu früh ergrauten Haaren. Immer auf dem Anſtand, immer ſchußfertig, manchmal ins Schwarze treffend, oft auch in die Luft

verpuffend. Er hat etwas von der Rührigkeit Heckers an ſich, von ſeinem friſchen Jugendmuthe, aber ihm fehlt es an der hinreißenden Beredtſamkeit und den geſchickten Windungen, die dem gewandten Advokaten zu Gebote ſtehen.

Da ſitzt Füſter, eine wohlgenährte echte Feldpatersgeſtalt, der einreihige Rock bis an das Kinn zugeknöpft, ohne Bedeutung in einem Reichstage, predigerhaft; von Wirkung in Volksverſammlungen.

Da iſt Violand, ohne Zaum und Zügel in die Debatte ſtürzend, muthig, aber ohne Talent. Der Muth an ſich hat aber hier auch ſeine Bedeutung mitten unter einem Volke, das man ſo lange ſeines Menſchen- und Bürgerberufes vergeſſen machte.

Nicht weit davon Breſtl, Profeſſor der Mathematik. Ein Mann in den erſten dreißiger Jahren von Vertrauen erregendem Weſen, beſonnen, ohne Eitelkeit, man hofft in ihm den künftigen Kultusminiſter zu ſehen.

Im linken Centrum ſitzen Löhner und Schuſelka bei einander. Löhner, eine hochgeſtreckte magere Geſtalt, abgehärmten Antlitzes mit dunkelm Barte,

offenkundig nervös reizbar. Löhner iſt der begeiſtertſte Idealiſt des Reichstages, voll dichteriſchen Schwunges, ebenſo leicht hingeriſſen als hinreißend. Der höchſte Enthuſiasmus wird ihm gezollt, trotzdem, ich muß leider ſagen trotzdem er das Banner der deutſchen Einheit immer hoch erhoben hält. Zu tiefſtem Schmerze erfährt man es täglich, daß in Bezug auf Deutſchland hier noch immer keine Entſchiedenheit ſich herausbilden will. Löhner iſt auch als Dichter bekannt unter dem Namen Karl von Morayn. Er iſt Arzt.

In den Oeſterreichiſchen Zuſtänden fällt es beſonders auf, daß die Aerzte bei der jetzigen politiſchen Geſtaltung eine Hauptrolle ſpielen. So Goldmark, Fiſchhof, Zimmer, Löhner. Es mag hier ſeinen Hauptgrund darin haben, daß die mediciniſche Wiſſenſchaft in Oeſterreich am meiſten ausgebildet iſt und ſo die beſten Köpfe anzog und erzog, das Rechtsleben dagegen in ſich vermodert war, wie in Oeſterreich überhaupt kein freier Advokatenſtand war, in welchem ſich ſonſt immer das Tribunenthum ſeine Helden ſucht.

Schuſelka hat ſich in dieſen Tagen den höchſten Ruhm und die allſeitigſte Verehrung erworben. Seine

Berichterſtattungen ſind wahre Meiſterſtücke parlamentariſcher Erörterungen, ebenſo voll Wärme als voll Ruhe, ebenſo entſchieden als beſonnen. Er iſt nicht nur jedes Wortes das er ſpricht, ſondern auch jeder Sylbe und deren Betonung Herr. Es gehört eine ungewöhnliche Ruhe dazu, in dieſen Tagen als Herold der aufregendſten Ereigniſſe und Stimmungen, die Nüchternheit und männliche Haltung zu bewahren.

Ich kann Schuſelka nicht weiter ſchildern, da wir uns von früher her zu nahe ſtehen, man kann es jetzt getroſt ſeinen Feinden überlaſſen, die Darſtellung ſeiner Wirkſamkeit zu übernehmen.

Um den guten Borroſch thut es mir leid, daß ſein Auftreten gar zu oft pedantiſch-komiſch iſt. Schon der hochgezwängte Kanzelton iſt anwidernd, und wenn er die Worte „Völker Oeſterreichs!" ausſpricht, iſt es gerade als ob er ſie ſammt und ſonders aus ſeinem Munde herausſpazieren ließe. Es mag bezeichnend für das ganze Weſen Borroſch's ſein, daß er noch immer ſeinen Platz auf der äußerſten Rechten hat, während er doch ganz und gar zur Linken gehört. Er hat ſich einmal dort hingeſetzt und bleibt dort ſitzen.

Borroſch iſt eine grundehrliche Natur, voll begeiſterter Hingebung für die Menſchheit, leicht entzündlich. Aus Prag kommend fürchtet er vor allem einen Racenkampf (man muß das Wort von ihm ausſprechen hören, um ſich noch mehr davor zu fürchten) und möchte ihn mit aller Macht der humanen Mittel „hintanhalten", wie man ſich hier ausdrückt. Borroſch iſt Autodidakt von umfaſſender Bildung, aber eben jenes läßt ihn oft in Trivialitäten gerathen, die ſeiner ſonſtigen Bedeutung nicht anſtehen.

den 16. Oktober.

Meſſenhauſer hat ein langes Plakat an Jelachich erlaſſen, das eben ſo gut gemeint als verworren iſt. Jelachich ſoll ihm ſehr ironiſch mündlich darauf haben antworten laſſen. General Bem aus Lemberg, der bei Oſtrolenka ſo tapfer gefochten, hat die Leitung der militäriſchen Anordnungen übernommen.

Der Kaiſer hat, wie im Reichstage verkündet wird, einer neuen Deputation geſagt: „die Bemühungen des Reichstages, der Anarchie entgegen zu wirken, erhielten ſeine „vollkommene Anerkennung" und er

werde dafür ſorgen, daß der Reichstag ferner ungeſtört berathen könne.“ Man thut alſo draußen noch immer, als ob man die Anarchie zerſtören und den Reichstag frei machen müſſe, während doch beides nicht nöthig iſt.

Die Ungarn ſind immer noch nicht da, dagegen hatte Pulſzki die Frechheit, in einer Zuſchrift an den permanenten Ausſchuß des Reichstages dieſem den Rath zu geben, ſich zur Schlichtung der obwaltenden Wirren an die Centralgewalt in Frankfurt zu wenden. Brauchen wir das von den Ungarn uns anrathen zu laſſen und iſt das all ihre Hülfe die ſie ſenden?

Ich ging Nachmittags mit einigen Bekannten nach dem Lager im Belvedere. Es war das herrlichſte Herbſtwetter und draußen ſtanden die Berge in glänzendem Herbſtduft. Wer kann jetzt an ein friſches freies Aufathmen auf Bergeshöhen denken? Die bunteſten Gruppen lagen im Hofe geſchaart, da wurde gekocht und gebraten, getrunken und geſungen. Viele Studenten waren aus der Legion ausgetreten und hatten ſich als Führer in der Mobilgarde bei den Arbeitern einſchreiben laſſen. Im großen Mittelſaale des Schloſſes, da wo die ſchönen Bildniſſe der Maria

Thereſia und ihres Gemahls waren, waren rings-um Decken und Stroh gelegt, hier kampirte die Brünner Nationalgarde. In den unteren Sälen war das Oberkommando des General Bem. Schon ziſchelte auf den Treppen und in dem Garten einer dem andern zu, dem General Bem ſei doch nicht ganz zu trauen. Die unſeligſte Frucht ſolcher Aufgeregtheiten iſt oft die Verdächtigung. Verletzte Eitelkeit, zurückgehaltene Tollkühnheit, Habſucht, ſäen ſie oft plötzlich aus und man weiß nicht woher ſie gekommen. Es iſt ſo ſchwer, ſeine Wahrhaftigkeit und Hingebung zu bethätigen, daß man gegen alle ſolche Ausſtreuungen mißtrauiſch ſein muß. Wie viel Kämpfe muß es im Oberkommando bei Beſetzung der Stellen gegeben haben, wie leicht will da jeder der Erſte ſein! Zu Roſſe ſitzen, mit dem grünen Federbuſche auf dem Hute, das thut wohl! Die wahrhaft demokratiſche Geſinnung muß noch durchgearbeitet werden, damit ſich die Menſchen leicht in untergeordneter Stellung zufrieden geben und da ihren Platz ausfüllen.

Wenn der Kampf auf freiem Felde und auf der Tribüne einſt vollendet ſein wird, dann erſt wird ſich

der wirkliche Gehalt der politiſchen Tugend auf's Neue bewähren müſſen, es wird dann ſtille ungeſehene Thätigkeiten geben müſſen, für die keine äußeren Auszeichnungen, kein Jubelruf und Beifallklatſchen, keine Fackelzüge mehr da ſind; wer dann in unausgeſetzter Thätigkeit aushält, der verdient ſich dann erſt den Namen eines guten und freien Bürgers.

Da begegnen uns zwei Studenten, hoch zu Roſſe mit weißen Mänteln angethan, auf unſerm Heimwege. Sie ſprengen nach dem Oberkommando. Du fröhliche Jugend! du biſt jetzt im Beſitze aller Macht, alles Glanzes und der offenen Ausbreitung der Thatkraft! Wirſt du einſt ruhig ausdauern in den ſtillen Arbeitsſtuben, wo Niemand nach dir ausſchaut? wirſt du nicht läſſig werden, Tag für Tag zum Wohle deiner Mitmenſchen unbeachtete Thaten zu vollbringen, gehalten in den ſtrengen Linien des Geſetzes?

Wir wollen's hoffen.

Die Ungarn ſollen nun doch wieder nahe ſein. Meſſenhauſer hat es beſtimmt verſichert. Ich lege mich ſchlafen und will warten.

den 17. Oktober.

Das war ein merkwürdiger Tag. Im Reichstage wurde ein Geſetz zum Schutze der Deputirten abgelehnt und Borroſch bemerkte richtig, es könne nur dazu dienen, um gegen die Anarchie oder die Reaktion zu ſchützen. Jene ſei nicht zu fürchten, da Wien trotz der allgemeinen Bewaffnung keine Spur davon zeigt, die Reaktion aber werde ſich an kein Geſetz kehren. Schuſelka berichtet, daß eine Deputation der Frankfurter Linken, beſtehend aus Robert Blum, Fröbel, Hartmann und Trampuſch, angekommen ſei und eine Adreſſe überreicht habe. Der zurückgekehrte Löhner bezeichnet die Stimmung am Hofe als „ein Gemiſch von Furcht und reaktionären Gelüſten.“ Löhner's Deutſchheit will, daß man ſich an den Reichsverweſer als Vermittler wende. Es werden immer mehr Truppen gegen Wien gezogen, man wendet ſich nochmals mit einer Adreſſe an den Kaiſer, daß nur dieſe Truppen Unruhe in Wien hervorrufen, die ſonſt dort nicht ſei.

Ich war auf der Journaliſtenloge, als ein Bekannter mir ſagte, die Frankfurter Deputirten ſeien drüben auf der Fremden-Gallerie und wünſchten mich zu

ſprechen. Wir trafen uns im Korridor und beſtellten uns zu gemeinſamen Mittagstiſche im Gaſthauſe „zum rothen Igel.“ Dort war nun ein gutes Häuflein Demokraten verſammelt. Alles drängte ſich um Robert Blum, in den Jellinek viel hineinredete. Doktor Becher, den ich hier zum erſtenmal ſprach, ſpeiſte mit einer Frau und einem rührigen hübſchen blonden Knaben. Er war ſehr begeiſtert für den von Borroſch vorgeſchlagenen Völkerkongreß.

Zu meinem tiefen Schmerze bemerkte ich, daß auch hier keine älteren angeſeſſenen Bürger in den erſten Reihen der Demokratie zu finden waren. Es waren meiſt jüngere Leute, Doktoren, Studenten. Es ſchmerzt mich, dies Geſtändniß zu machen, aber die Wahrheit über Alles. Hier wie anderwärts klammert ſich das Bürgerthum, der eigentliche Kern des Volkes, an die konſtitutionelle Monarchie und perhorreſcirt die Republik, nicht aus Liebe zu den Fürſten, ſondern aus Furcht vor der Demokratie und einzelnen Vertretern derſelben, nicht aus Anhänglichkeit an das Beſtehende, ſondern aus Angſt vor dem was nachkommen ſoll. Ueberall ſind maulfertige Menſchen von verlorner

Stellung unter die Demokraten gegangen und das ſchreckt nothwendig den Bürgersmann. Ich weiß wohl, ein Tugendrigorismus iſt in der Politik unſtatthaft, aber wenn die Demokratie unterliegt, kommt es vornehmlich daher, daß man es unreinen Händen überlaſſen hat, die heilige Sache der Volksfreiheit an ſich zu reißen und daß jene Menſchen in verlorner Stellung, eben weil ſie bereit ſind jeden Augenblick Alles daran zu ſetzen, die Maſſen aufſtachelten und ſie zum Schreckbilde für das Bürgerthum machten.

Die Frankfurter Ankömmlinge wollten mir nicht glauben, daß die Bewegung hier weder eine republikaniſche, noch ſtreng genommen eine national-deutſche iſt. Man lernt in unſern Tagen bald davon abſtehen, ſeine Ueberzeugung Anderen einzuflößen. Jeder hört nur, was er hören will.

Morgen, morgen, heißt es, iſt der entſcheidende Tag. Wird der 18. October auf's Neue roth angeſchrieben werden? Es wird entſchieden verſichert, die Ungarn ſeien in der Nähe.

den 18. Oktober.

Die Adreſſe der Frankfurter Linken, die an den Ecken angeſchlagen, vermag unter den Leſenden keine erhöhte Stimmung hervorzurufen. Wie wäre das auch möglich hier, wo ſchon alle Saiten auf das Höchſte geſpannt ſind. Die Abgeſandten überbringen den Brudergruß und ſagen: „Wir preiſen uns glücklich in dieſem verhängnißvollen Augenblick in eurer Mitte zu weilen und wenn es das Schickſal will, eure Gefahren zu theilen, mit euch zu ſtehen und zu fallen.“

Das jedoch iſt bewirkt, daß ein Aufſchauen nach Deutſchland allgemeiner zu werden ſcheint; wo man hinlauſcht, hört man davon ſprechen, daß Deutſchland den Einfall Jelachich's abwenden müſſe, und das Studentenkomitee hat, wie ich höre, eine demgemäße Adreſſe nach Frankfurt abgeſandt. Jetzt oder nie wäre es wol möglich, die innerſten Sympathien Oeſterreichs für Deutſchland zu erwecken. Alles ſchaut verlangend nach einem Mittler, nach einem Erlöſer auf.

Im Reichstage zeigt es ſich aber wie ſchwer es iſt, in dem hier vertretenen Völkergemengſel eine Anſprache zu gewinnen, deren unbedingtes Verſtändniß in allen

Gauen sich bestimmen ließe. In der Adresse an die gesammten Völker sollte es heißen: „Völker, erhebt euch mit eurer moralischen Macht u. s. w.“ Gegen diese Worte erhoben sich besonders die Polen, die von denselben ein Mißverständniß und eine Erhebung ähnlich der von 1846 zu fürchten schienen. Die Ansprache wurde daher nochmals einer Kommission übergeben.

Die Stellung des Reichstages ist eine unendlich schwierige. Der 6. Oktober war eigentlich keine Revolution, er änderte nichts in den bestehenden Staatsgewalten: der Kaiser blieb, der Reichstag blieb, und nur an Einem Minister wurde die gräßliche Volksjustiz vollzogen. Der Kaiser entfloh, der Reichstag harrte aus und ihm sind alle Sympathien der Stadt und des Landes zugewendet. Der Reichstag übernahm das Amt der Vermittelung, es schien Anfangs zu gelingen, dann durch die Flucht des Kaisers vereitelt zu werden, aber noch baut man darauf alle Hoffnungen. Alles wendet sich an den Reichstag, Alles soll durch ihn autorisirt werden. Ich hörte eins der einflußreichsten Mitglieder des Reichstages, einem Parteihaupte das zur Anrufung der Ungarn und dem Aufgebote des

Landſturmes drängen wollte, ſcharf erwidern: „Gut, wenn ihr wirklich Revolution habt und wollt, ſo ſprengt den Reichstag und ſetzt eine proviſoriſche Regierung ein; wir aber, ſo lange wir als Reichstag beſtehen, verlaſſen den konſtitutionell legalen Boden nicht.“

Hier iſt nun die heilloſe Verwirrung der jüngſten Tage zu ihrer ſichtbaren Spitze getrieben. Seit Monaten verlangt man in Klubs und Volksverſammlungen von den verſchiedenen Reichstagen: ſie ſollten eine neue Revolution machen, das vollenden was das Volk nicht ausführte. Daher die Phraſen von der permanenten Revolution und daß die Reichstage auf dem Boden der Revolution ſtünden. Die Reichstage ſtehen aber nicht auf dem Boden der Revolution, dieſe iſt nur ihr Rechtstitel von der ſich ihre Macht ſchreibt, ihr Beſtehen aber iſt der erſte Eintritt der Organiſation. Der Reichstag iſt nur das Ergebniß der vom Volke gemachten Revolution und ſo weit dieſe gediehen iſt, er iſt aber nie und nimmer die Revolution ſelbſt.

Weil die Ultra's hier fühlen, daß der Reichstag

die politiſche Willenskraft des Volkes in ſich vereinigt und weil er ihren Anmuthungen unbeugſam widerſteht, darum wenden ſich auch ſchon einzelne radikale Blätter gegen den Reichstag und verhöhnen ſein Feſtſtehen auf dem legalen Boden. Es iſt wahrhaft lächerlich, daß die Revolutionsmänner eine autoriſirte Revolution wollen. Freilich fühlen ſie wohl, daß ſie aus ſich unmächtig ſind und nicht einmal fünf Namen zu einer proviſoriſchen Regierung aus ſich aufbringen könnten.

Wenn man ihnen das vorhält, ſo erwidern ſie: die Revolution wird ſchon bedeutende Menſchen aus ſich herausbilden, allbezwingende Charaktere; als ob man nicht ſchon jetzt ſolche Hoffnungsſterne wenn auch noch matt ſchimmern ſehen müßte, als ob eine Revolution eine neue Weltſchöpfung wäre und nicht auf ſchon vorhandene Männer zählen müßte. Jetzt heißt es einſtweilen nur alles Metall in den Keſſel geworfen, in Fluß gebracht; die Form wird ſich ſchon ſpäter finden, tröſtet man ſich ſorglos. Die Luſt des Kampfes iſt das einzig vorherrſchende. Kämpfen! kämpfen! heißt es, ſpäter wird ſich dann ſchon alles zeigen, tröſtet man leichtfertig.

Der Reichstag hat die mißliche Doppelſtellung, die immer einem Vermittler zu Theil wird und doch konnte er nicht anders handeln, wenn nicht alles in Grund und Boden verſinken ſollte. Die Revolutionspartei erwartet vom Reichstage, daß er ihr den Stempel und die Fahne gebe, es giebt eine ſolche, die ſich andrerſeits mit der Legalität vereinigen läßt, ſie hieße: Deutſch ſein und deutſch werden. Aber der Reichstag iſt nur durch die Anweſenheit der Polen in beſchlußfähiger Anzahl und hier zeigt ſich wieder das ſeltſame Geſchick Oeſterreichs. Pflanzte der Reichstag das Deutſchthum auf, ſo hörte er auf ein ſpecifiſch öſterreichiſcher zu ſein, und wäre dieſe ganze Oktoberbewegung offen ausgeſprochen eine deutſche gegenüber der ſlaviſch-czechiſchen, ſo hätten die Abgeordneten aus nichtdeutſchen Provinzen keine Pflicht und keine Sympathie mehr auf ihrem Poſten auszuharren und es bliebe eine kleine beſchlußunfähige Minorität.

Darum mußte die Revolution, zu der man höfiſcher Seits Wien drängt, ſich ſelber eine Fahne erobern. Republik, das geſtehen alle Parteiführer ein, darf man nicht auf das Banner ſticken. Die

ganze hieſige Journaliſtik, die doch gewiß nichts von Zurückhaltung weiß, hat während dieſer ganzen Zeit das Wort noch nicht ausgeſprochen oder es gar zum Schlachtruf erhoben, man erkennt die Unmöglichkeit ſeiner Verwirklichung in einem Oeſterreich.

den 19. Oktober.

Ein Gerücht durchläuft die Stadt, die Deputirten Welcker und Mosle ſind als Reichskommiſſäre aus Frankfurt angekommen. Ich ſuchte Welcker überall auf, ich wollte ihm meine Beobachtungen der hieſigen Tagesereigniſſe mittheilen, ich glaube einen genugſam unbefangenen Standpunkt inne zu haben; aber weder im permanenten Ausſchuß des Reichstages noch im Gemeinderathe oder ſonſt wo wußte man etwas Beſtimmtes von der Ankunft der Reichskommiſſäre. Anderſeits hieß es ſie ſeien alsbald wieder abgereiſt, ohne Jemand officiell geſprochen zu haben. Das ſcheint kaum glaublich. Hier mußten ſie ſich von dem Thatbeſtande überzeugen, um vermitteln zu können.

Ich war heute noch einmal mit einem Freunde

draußen in den Vorſtädten, wer weiß wie lange das noch möglich ſein wird. Auf dem Glacis weiden Heerden grauer Ochſen mit den großen ſpitzen Hörnern, wir ſind alſo doch noch wohl verſorgt, wenn wir bald eingeſchloſſen werden und nichts mehr von Außen erhalten ſollten. Die Zeitloſe ſtand ſchon allein auf den Wieſen, der Menſch weiß mitten im Kampfe nichts von dem Naturleben um ihn her. Die Thiere derſelben Gattung ermorden einander nicht, nur der Menſch mordet den Menſchen und dieſes Thun wird ihm zur Luſt. Ein blinder Orgelmann am Wege ſah ſich bald von einer großen Gruppe Menſchen umgeben, da wir uns nach ſeinem Schickſale erkundigten und der Freund die ausgehängte Bitte des Invaliden wegen ihres treuherzigen Tones abſchrieb. In allen Aeußerungen die wir hörten, offenbarte ſich eine liebevolle Gutmüthigkeit.

Auffallend iſt mir, daß hier die Bettelkinder nicht ſo klettenartig zudringlich ſind, wie dies namentlich in Norddeutſchland der Fall iſt. Weiſt man hier ein derartiges Kind kurz ab, ſo tritt es zurück und hängt ſich nicht mit fortwährendem Gewinſel an dich. Ich habe

das mehrmals erfahren und es zeigt das von einer noch frischen Wohlthätigkeit auf der einen und von einer naiven Resignation auf der andern Seite.

In den Vorstädten herrschte das alte harmlose Leben; wir sahen sogar an einem Laden, daß die Leute noch ruhig und emsig in das Lotto setzten.

Ein neu angeworbener Freiwilliger aus der Mobilgarde, einen Strauß von Blumen auf der Mütze, kam mit einem Kruge Wein aus dem Wirthshause, er ließ nicht nach, bis ich davon kostete. „Du wirst doch nicht glauben, daß ich dich vergifte," rief er mir stets zu, und ich that ihm Bescheid. Das vertrauliche „Du" ist hier in diesen Tagen sehr allgemein. Am Wachtfeuer, auf den Vorposten und auf der Bastei findet eine Verbrüderung der verschiedenen Stände statt, wie sie friedliche Zeiten nie bewerkstelligen können.

Ein begegnender Soldat schenkte einer armen Frau unaufgefordert einen großen Laib Brot, den er unter dem Arme trug, mit den Worten: „Ich bin satt, und ich krieg' schon wieder, iß du auch."

Nach vielem Umherschlendern in den Straßen lockte uns die große Trommel nach einem Zelte auf freiem

Platze unweit der Kaserne. Das war hier ein lustiger Auftritt. Am rechten Ende spielte eine volle Musikbande wiegende Ländler und herausfordernde Märsche, Jauchzen und Händeklatschen schallten darein. In der Mitte an linnengedeckten Tischen, darauf die Seidel Bier prangten, hatten mehrere Männer Schreibzeug vor sich und daneben lagen in einem offenen Papiere Sträuße von gemachten Blumen. Links bildete sich, sobald die Musik aufspielte, ein freier Raum und junge Männer unter sich oder mit schnell aus dem Umkreise eroberten Mädchen tanzten und sprangen, jauchzten und sangen. Ein hübscher rothwangiger Bursch, der mir zunächst war, tanzte immer ganz allein und alle seine Glieder hoben und senkten sich in freudiger Lust, während er sich auf einem kleinen Raume bewegte; helle Tirolerjodler schwebten auf den Lippen, er war aber so heiser, daß er sie nicht mehr singen konnte, er erzählte sie nur so vor sich hin und manchmal bewegten sich nur seine Lippen und Gesichtsmuskeln voll Freude, ohne einen Ton laut werden zu lassen. Ein starker Bursch hob einen neu eingetretenen Kameraden auf den Armen empor und tanzte so mit ihm herum. Erst nach langer Mühe ließ er ihn auf

den Boden und nun umſchlangen ſie ſich feſt in den Armen und tanzten einen ruhigen Steierer. Sie kümmerten ſich alle wenig um die Muſik da draußen, ſie hatten ihre eigene Muſik in der Seele. Komm her, Italiener, rief einer einem ſchwarzhaarigen dunkeläugigen Burſchen zu, kannſt du deutſch tanzen? und ohne die Antwort abzuwarten, ſtürmte er mit ihm in den toſenden Kreis.

Wir ſind alſo hier in einem Werbezelte der Mobilgarde. Jetzt ſchweigt die Muſik. Eine hagere Geſtalt in einem grauen Militärmantel, über den ein ſchwarzroth-goldenes Band geſchlungen, eine rothe Studentenmütze auf dem Kopfe, unter der ein pfiffiges einäugiges Geſicht rechts und links ausſchaut, wandelt rings um das Zelt und wiegt ſich dabei auf den Sohlen offenbar nach einer Melodie, die ihm in der Seele ſpielt. Er hat den gezückten Säbel hoch empor gehalten und ruft: „Luſtig! kommt nur! hier hat man ein ſchön und gut Leben, täglich **25** Kreuzer Münz, und man läßt ſich nur auf einen Monat einſchreiben; wer da nicht will, kann wieder fortgehen. Luſtig! ein ſchön und gut Leben!“ Manchmal blieb er auch ſtehen und machte bei einem

zuſchauenden Burſchen Halt, indem er denſelben noch beſonders aufforderte; dann näherte er ſich zuweilen einem Mädchen und verſprach ein Mädchenregiment auszurüſten. Lachen und Kichern folgte ringsum.

Während der Pauſen trat ſelten einer herein, ſobald aber die Muſik anzuſtimmen begann, da drängten ſie ſich an die Tiſche zu den ſchreibenden Offizieren, die eigentlich erſt dadurch Offiziere wurden, wenn ſie die nöthige Vollzahl der Angeworbenen hatten. Die Muſik und das Johlen hatte in der That etwas, was zum freudigſten Kampfe aufrief und alle Bedenklichkeiten vergeſſen ließ. Das mochte ein Blechnergeſelle neben mir ebenſo empfinden, denn er ſagte: „es ſterben nicht alle, und einmal ſterben muß man doch," ging an den Tiſch, ſagte dem Offizier, der ihn in dem Lärmen kaum hören konnte, ſeinen Namen in's Ohr; dieſer ſchrieb ihn auf eine roſa gedruckte Karte, heftete die Karte auf die dargereichte Mütze und ſteckte den Blumenſtrauß dazu, dann reichte er dem Angeworbenen die Hand, dieſer riß ſich los und ſprang mit einem großen Satze in den Kreis der Tanzenden. Dort wurde er jubelnd bewillkommt und bald dieſer bald jener tanzte mit ihm

herum; er aber hielt ſorgfältig den Strauß auf der Mütze, der in Gefahr war erdrückt zu werden. Immer friſche drängten ſich heran und der Jubel erneuerte ſich immer wieder. In der Pauſe machte der Einäugige abermals ſeinen Rundgang, er war wie ich hörte einer von den übergegangenen Grenadieren, ein Korporal. Sobald eine eigenthümliche Zeit da iſt, tauchen plötzlich auch die ihr entſprechenden eigenthümlichen Figuren auf. Nur der Heros, nach dem Alle ausſchauen, will nicht kommen. Unſer Stück Weltgeſchichte ſpielt ſich ohne einen Helden ab.

So oft ein Neugeworbener einen Blumenſtrauß erhielt, kamen viele andere herbei und wollten auch einen ſolchen haben. Man bedeutete ihnen, daß ſie bereits eingereiht ſeien und den Fahneneid geſchworen hätten, daß es ihnen alſo nicht mehr zukomme Sträuße zu tragen; aber ſie baten ſo kindlich dringend, daß man nicht umhin konnte, dem einen und dem andern zu willfahren, und als jetzt eine Frau kam und neue Sträuße mit Flittergold zum Verkaufe ausbot, erwarb ſich faſt jeder ſolchen Schmuck. Ich ſah, daß einer dem andern, der nicht mehr Geld genug hatte, das Fehlende darauf

bezahlte. Die Menſchen bleiben doch ewig Kinder und hier ergötzen ſie ſich an einem Spielzeug, während ſie ſorglos ihr Leben in die Schanze ſchlagen.

Die Mobilgarde ſoll ſpäter als Gegengewicht und neue Oppoſition gegen die alte Militärhierarchie feſtgehalten werden; eine Art Parlamentsheer, wie es Venedey für den Reichstag in Frankfurt vorgeſchlagen hat....

Abends im Reichstage. Es gehört zu den peinlichſten Empfindungen, daß man jedesmal bei Beginn einer Sitzung mit zitternder Seele umſchaut, ob die beſchlußfähige Anzahl der Mitglieder vorhanden. Es iſt peinigend, daß das von wenigen Perſonen abhängt. Heute mußte die Sitzung deßhalb unterbrochen werden und ſie wurde ſpäter vollzählig.

Es wird gegen die Inſinuationen Meſſenhauſers in einem Plakate proteſtirt, daß die Ungarn nur auf den Ruf der legalen Behörde kommen wollen. Es giebt keine legale Behörde, die ſie rufen und ſo dem Kaiſer den Krieg erklären kann. Empörend und erbärmlich iſt dies Benehmen der Ungarn; jeden Tag heißt es, ſie kommen und ſie kommen nicht, ſie ſind vor Bruck, hinter

Bruck, an der Grenze, über der Grenze, — es läßt ſich nichts mehr darüber ſagen.

den 20. Oktober.

Nun ſoll es denn doch ganz gewiß ſein, daß die Ungarn im Anmarſche ſind.

Indeß erfahren wir im Reichstage authentiſch, daß die Zufuhr der Lebensmittel abgeſchnitten wird. Schuſelka ſetzt auseinander, wie das mit der Anerkennung übereinſtimmt, die der Kaiſer dem Reichstage ausgedrückt; Ordnung und Sicherheit werde dadurch gewaltſam aufgelöſt. Feodorowicz und Löhner ſprechen gewaltig über dieſen Belagerungszuſtand, der Gemeinderath hat deßhalb eine Deputation an den Kaiſer geſendet und eine weitere an den Reichstag in Frankfurt zur Unterſtützung ſeiner Bitte. Wer hat den Befehl zur Belagerung gegeben? und warum?

Man ſpricht hier von einem harten Manifeſte des Kaiſers, das draußen im Lager angeſchlagen ſei, aber nicht in die Stadt käme.

Ich bin nun jetzt faſt täglich auf der Journaliſtenloge und will die Eindrücke davon kurz andeuten.

Während in Norddeutſchland die Führer der Publiciſtik meiſt aus der abſtrakten Philoſophie mit beiden Füßen in die Tagespolitik geſprungen und wie es bei ſolchem Sprunge geht noch vielfach taumeln und nicht den rechten Halt gewonnen, ſo ſind die hieſigen publiciſtiſchen Wortführer meiſt aus dem Theater mit ſeiner Kritik in die Verhandlungen der Welthändel übergetreten. Daher jenes theatraliſche Pathos, oft jene Großthuerei des Choriſten, der nur allgemeine Refrains zu ſingen hat und ſich für einen zurückgeſetzten Soloſänger hält. Dieſes Choriſtenhafte iſt widerwärtig, dieſe aufgetragenen Farben, dieſes Händeringen, dieſer Flitter. Die meiſten Artikel in den radikalen Zeitungen, beſonders in der Conſtitution, ſind nichts als hochklingende geſchriebene Toaſte, die mit Hoch und abermals Hoch dem hochherzigen Wien und dergl. ſchließen. Von einem ſtaatsmänniſchen Blicke, von Geſtaltungskraft nirgends eine Spur.

Muth und abermals Muth will ſich als politiſche Kraft geltend machen. Aber was iſt der Muth allein ohne Talent? er kann kämpfen, aufreizen, aber der menſchlichen Geſellſchaft kein Gepräge geben. Muth

und Bildung ſind die beiden mächtigſten, ja einzigen Hebel zur Neugeſtaltung der Welt; leider ſind ſie ſo ſelten vereint. Es iſt weit eher möglich, dem Muthe die Bildung, die Beſonnenheit und Einſicht beizugeſellen, als die Bildung zum Muthe zu erwecken; denn da ſind die Menſchen, die Alles wiſſen, Alles kennen und denen der heilige Funke friſcher Begeiſterung mangelt.

In Wien müßte man vor Allem darauf denken, dem unſtreitig herzhaften und zur That entſchloſſenen Volke Bildung, geſunde Einſicht einzuflößen, und dieſes Volk iſt ſo zutrauensvoll, ſo offen für jede Belehrung.

Wer es mit der Sache des Volkes und der Freiheit getreu meint, wem die öffentliche Anſprache nicht ein bloßes momentanes Almoſen iſt, das man dem Bedürftigen zuwirft und ſich nicht weiter um ſein Schickſal kümmert, der muß bei Zeiten darauf denken, daß das Volk nicht nur ſeine Hochherzigkeit preiſen, ſondern auch die bittere Wahrheit hören lerne. Es muß immer geſagt und bewieſen werden: Vor Allem die rechtliche und menſchenwürdige Feſtſtellung der politiſchen und ſocialen Verhältniſſe, dann aber vergiß nicht, daß damit nicht Alles gethan, du mußt auch dich ſelber ändern

und vervollkommnen. — Je mächtiger eine Popularität iſt, um ſo mehr iſt ſie verpflichtet, ohne Gallerieſurcht die inneren Schäden des Geiſtes und der Gewohnheit derb zu rügen und zu berichtigen. Auch abgeſehen von der moraliſchen Nothwendigkeit dieſes Verfahrens, iſt es politiſch unerläßlich, wenn nicht alsbald jede eintretende Organiſation als Reaktion erſcheinen ſoll.

Ich weiß es wohl, der Feldherr, der vor die Fronte ſeiner Soldaten reitet, die er zur Schlacht führt, iſt nicht in der Lage, Mahn- und Strafpredigten zu halten; er preiſt die Kraft und den Muth. Noch muß das Volk in Schlachtreihen gehalten werden gegen ſeine nicht beſiegten Feinde; aber es gibt friedliche Pauſen genug und wir müſſen frühe daran denken, die innere Arbeit mit der äußern anzuregen.

Ich will hiezu nur eine äußere Thatſache als Beiſpiel von hier anführen. Als vor Kurzem die Wahl des Gemeinderaths vorgenommen wurde, wobei nur ein geringer Cenſus war, wurden von der Stadt die nahezu eine halbe Million Menſchen zählt, nur 4 bis 5000 Stimmen abgegeben und die Zuſammenſetzung des Gemeinderathes wurde, einige Talente

wie Stifft u. ſ. w. ausgenommen, eine im Ganzen genommen klägliche. Wahrheitsliebende Männer erzählen mir, daß bei der Wahl der Wahlmänner, wenn dabei ein zweites oder gar ein drittes Skrutinium erforderlich war, das erſte Mal oft 500 ihre Stimmen abgaben, bei der Wiederholung aber oft nur 50 abſtimmen. Die unverzeihliche Läſſigkeit der zunächſt liegenden Wahl des Gemeinderathes hätte bei einer wahrhaft volksthümlichen Preſſe fort und fort Mahnung und Rüge hervorbringen müſſen. Es hätte mit wenigen Worten ein ſtehender Artikel ſein müſſen: Volk von Wien! du haſt deiner Pflicht und deiner Ehre vergeſſen, indem du das freie Wahlrecht verabſäumteſt. Man muß es täglich wiederholen und früh lehren, daß nicht in jubelnden Volksverſammlungen, in pikanten Reibereien und dergl. die Volksfreiheit feſtgeſtellt wird, ſondern daß der Dienſt der Freiheit ein unabläſſiger, trockene und mühſelige Arbeit erfordernder iſt. Dieſe allein ſichert uns, was wir jetzt im Sturm errungen.

Trotz der angeführten Thatſache iſt von Blaſirtheit, die an anderen Orten ſchon ſogar die unteren Schichten ergriffen hat, hier keine Spur; ſelbſt die Führer leiden

hier weit eher an dem andern Extrem der fortwährenden Exaltation.

Das „Proletariat", das hier zum ersten Male officiell mit diesem Namen in den Zuschriften der Generäle ꝛc. bezeichnet wird, das Proletariat hat hier noch lange nicht den klassischen Höhepunkt erreicht, den manche Pessimisten wünschen, um dann ihre Erlösungstheorie ins Werk setzen zu können.

Jene gemachte Scheidung; die man an anderen Orten gewaltsam hervorrief und mit den Bezeichnungen Bürger und Volk trennte, ist hier noch nicht eingetreten.

Vielleicht ist's eine süddeutsche Anschauungsweise, aber ich glaube doch es liegt darin etwas Allgemeingültiges: Das wein- und biertrinkende Proletariat ist gar nicht zu vergleichen mit dem schnapstrinkenden. Solche Gestalten, die in betäubtem Dusel ekelhaft vor sich hin lärmend in norddeutschen Städten uns so oft begegnen, sind hier nirgends zu sehen.

Zwiefach beklagenswerthes Volk, dessen Athem nach Schnaps riecht, es ist kaum mehr möglich, ihm nahe zu kommen und seinen Geist aufzurichten.

Du kannſt dich zu dem Schnapstrinkenden nicht in ſeine Schenke ſetzen und dort ein gut Wort anbringen, er hält ſich, wenn ſich's auch thun ließe, nicht lange auf, er füllt ſeine „Pulle" und holt ſie bei allen Ruhepunkten einſam aus der Bruſttaſche.

Und doch iſt das Volk unſchuldig an dieſer Selbſtertödtung. Der alte negative Staat, der Polizeiſtaat that nichts für den Geſunden und der Schnaps mußte ihm den Mangel an Kleïdung, Wärme und ſtärkenden Speiſen erſetzen. Darum wird der neue poſitive Staat ſein Hauptaugenmerk auf eine geſunde und billige Nahrung richten müſſen. Das geht vor allen ſozialiſtiſchen Theorien.

Ich habe mich hier vielfach in den verſchiedenſten Gruppen erkundigt und erfahren, daß jener Mangel, wie er in den Schnapsländern zu Hauſe iſt, hier nirgends zu finden ſei.

Das Brot, das die Leute hier eſſen, iſt ſchmackhaft und gar nicht zu vergleichen mit dem ſäuerlichen, wie es in Norddeutſchland vielfach zu finden iſt. Ueberhaupt verſtehen ſie in Norddeutſchland weit beſſer Kuchen zu backen als einfaches Brot, während das im Süden gerade das Gegentheil.

Iſt's nicht auch in geiſtigen Dingen ſo?

Das Volk hier mit ſeiner treuherzigen Hingebung und ſeinem heitern Humor iſt noch vollſtändig zu retten vor jener Verſunkenheit, die man anderwärts findet, wenn der Staat durch materielle Vorkehrungen, ſo wie durch eine geſunde Geiſtesbildung ſeiner Pflicht nachkommt. Jetzt wird dieſem Volke literariſcher Schnaps, radikaler und reaktionärer Fuſel der niedrigſten Sorte aufgetiſcht. Es wird hoffentlich bald anders werden. So oft ich auf den Baſteien, auf den Barrikaden oder in ſonſtigen Gruppen die Sinnesweiſe des Volkes aufs Neue kennen lernte, wurde ich immer mit neuer Liebe zu demſelben erfüllt. Man kann wol im Ganzen genommen von Wien ſagen, es hat weit mehr politiſches Temperament als politiſchen Charakter. Eben deshalb ſollte jenes nicht immer aufgereizt und entflammt, ſondern auf feſte Nachhaltigkeit, auf Charakter hingearbeitet werden. Dieſes Volk, wenn man das Wort gebrauchen kann, iſt das agitabelſte, es läßt ſich leicht in eine erregte Stimmung verſetzen und iſt bereit für dieſelbe Alles daran zu geben. Es iſt ſo zu ſagen politiſch keuſch

und vertraut leicht jedem, der um ſeine Liebe und Hingebung wirbt. Nichts konnte dieſes Volk mehr aufreizen, als die erkannte Perfidie Latours. Hätte er offen geſtanden: ich muß mit den Ungarn Krieg führen, — es hätte ſich vielleicht wenig darum gekümmert. Aber immer zu ſagen: ich weiß und will nichts von Jelachich, bis zuletzt der Briefwechſel aufgefangen wird und dann deutſche Truppen fortſchicken — das empörte das innerſte Herz. Dies Gefühl hob jene Art, die Latour das Hirn einſchlug und wand ihm den Säbelgurt um den Hals. Jetzt iſt nur Eine empörte Stimmung gegen die Umgebung des Kaiſers (ihn ſelbſt taſtet man noch immer wenig an), weil man Wien zum Aufruhr zwingen will, um es dann nieder zu werfen.

den 21. Oktober.

Der dritte ſtille und doch ſo geräuſchvolle Sonntag. Statt der Reichskommiſſäre iſt eine Anſprache derſelben, die jetzt in Ollmütz ſein ſollen, „im Namen des deutſchen Reichsverweſers" an den Ecken angeſchlagen. Die Kommiſſäre bezeichnen ihre „Sendung als eine

Miſſion des Friedens und der Verſöhnung.“ Sie fordern auf „noch ehe er weiter entbrennt, den blutigen Kampf der Waffen mit der friedlichen Unterhandlung zu vertauſchen.“ Sie bieten ihre Vermittlung dazu an.

Als ob man bisher nicht immer die friedlichſten Verhandlungen verſucht hätte! — Heute wurde das Manifeſt des Kaiſers, von dem man ſchon früher ſprach, hier bekannt. Es ſpricht von nichts als von den Gräueln, die in Wien geſchehen und verkündet, daß Fürſt Windiſchgrätz mit beiſpiellos unbeſchränkter Vollmacht den Oberbefehl über ſämmtliche Truppen außer den italieniſchen erhalten habe, um gegen Wien, „den Sitz der Inſurrektion“ zu ziehen.

Dieſes Manifeſt iſt vom 16. Oktober, vom ſelben Tage alſo, an welchem der Kaiſer der Deputation des Reichstages ſeine „vollkommene Anerkennung“ für Niederhaltung der Anarchie ausgedrückt.

Das iſt ehrliche Politik!

Nur das mildere Manifeſt vom 19. wurde hier offiziell hergeſendet. Man hat indeß auch das frühere anſchlagen laſſen.

Die Anſprache der Reichskommiſſäre ſchließt: „Es lebe Oeſterreich und ſein ruhmvolles Kaiſerhaus! es lebe Wien! Möchte Oeſterreich und möchte Wien baldmöglichſt und immer mehr Wohlſtand und heitern Lebensgenuß, gleich den freien Britten und ihrer blühenden Hauptſtadt, mit einer vollſtändigen aber geſetzlichen und mit männlicher Reife gehandhabten conſtitutionellen Freiheit vereinigen!“

Iſt dieſe profeſſoriſche Hindeutung auf die „freien Britten“ nicht faſt koniſch, mitten in einem ſolchen Aufruhre der Empörung aller Herzen?

Trotzdem ſetzt man große Hoffnung, ja faſt die alleinige in die Vermittelung der Reichskommiſſion. Sie ſollen in Ollmütz ſein und ſie müſſen nun auch hierher kommen, um ſich hier von dem wirklichen Stand der Dinge zu überzeugen; denn leider ſagt man, daß ſie ſich unterwegens von vielen geflüchteten Geldſäcken manches hätten aufbinden laſſen....

Es wird eifrig an der Wegräumung der permanenten Barrikaden gearbeitet. In den Vorſtädten werden ſolche kriegsgerecht gebaut, aber man glaubt nicht, daß es zu einem Straßenkampfe in der innern

Stadt kommen wird. Das Militär ſagt man, wird ſich auf ſolchen nicht einlaſſen und die Erfahrungen dieſes Sommers benutzend, jetzt nur mit Kanonen operiren.

den 22. Oktober.

Ein Zufall brachte mich heute wieder auf die Aula.

Als ich von Tiſche kam ſah ich auf dem Stephansplatze einen Trupp Bewaffneter in deſſen Mitte ein Gefangener geführt wurde. Alles ſchrie ringsum: ein Spion! ein Spion! Der Mann war todtenblaß, er ſenkte den Blick zur Erde und ſchaute dann manchmal wieder hülfeſuchend rings umher.

Wer kann beſtimmen, ob das die Miene eines ſchuldbewußten oder der Ausdruck eines freien Gewiſſens iſt? Die Furcht iſt ſich gleich. Einige Vorübergehende ſchrieen wild: aufgehängt! aufgehängt! und mancher Puff und Schlag fiel auf den armen Schelm. Ich trat dazwiſchen und da man mich für einen Studenten hielt, ward mir Gehör und ich konnte den Raſenden bemerklich machen, daß man Niemanden

vor der Aburtheilung beſtrafen dürfe, gewiß aber nicht gleich ein Todesurtheil vollziehen, denn habe man da einen Spion, ſo müſſe man noch mehr von ihm erfahren, ſei er aber todt, ſo könne er nichts mehr berichten. Das wirkte. Ich ging neben dem Gefangenen, der mich gläſernen Blickes anſtarrte und nur manchmal aus bleichen Lippen vor ſich hinmurmelte: „Ich weiß nichts". Ein ſtattlicher Bürger in Nationalgardentracht, der neben uns her ging, ballte immer die Fäuſte und ſchrie, daß er den Kerl gleich todt ſchlagen wolle.

Wir kamen mit ihm nach der Univerſität. Dort ſtellte ſich bei der Unterſuchung heraus, daß der Gefangene ſich allerdings in verdächtiger Weiſe auf einem Nebenwege aus der Linie hinausſchleichen wollte. Es war ein Bedienter bei einem hieſigen Goldarbeiter, hatte einen Brief an ſeine Herrin mit der Weiſung, ſie ſolle allerlei Nahrungsmittel hereinſchicken, da man einer Belagerung entgegenſehe. Auch hatte er ſämmtliche ſeit zwei Tagen hier erſchienenen Zeitungen und Plakate bei ſich. Der Mann war unſchuldig und man bat ihn noch etwas zu ver-

weilen und dann ruhig nach Hauſe zu gehen. Er blieb gerne, denn er konnte ſich noch nicht erholen von ſeinem Schreck, er gab mir Recht, daß man den Leuten ihren Argwohn und ihre Gereiztheit nicht verargen könne, aber wie das ſo geht, wen die Folgen treffen, der iſt doch zu hart mitgenommen und kann das nicht mit einem Allgemeintroſte entſchuldigen.

Ich beſuchte nochmals die Komiteeſitzungen und fortwährend flößte mir die Haltung der Studenten Bewunderung ein. In ſolcher Jugend, mit ſolcher Macht ausgerüſtet, maßhaltend jede Ueberſchreitung vermeiden, das zeugt von einem geſunden Geiſte. Dennoch glaube ich nicht wie ſo Mancher, daß aus dieſem Komitee u. ſ. w. großartige organiſatoriſche Talente ſich herausbilden werden. Es iſt etwas anderes, mitten in der Revolution nur nach ſelbſtgezogenen Linien ein ſummariſches Verfahren inne halten, als dann in einem geordneten Staatsweſen einen feſten Halt zu gründen. Gerade dieſe jetzige faſt unbedingte Souveränität kann ein Hinderniß für die künftige geſetzliche Regelung ſein und wer einmal

die Allmacht vorkoſtet, findet ſich ſchwer wieder in die bedingtre Freiheit, die doch allein eine ſtaatliche Ordnung feſtſtellen kann.

Beim Weggehen traf ich im Hofe wieder jenen mordluſtigen Nationalgardiſten. Es war ein Mann nahe den vierziger Jahren. Ich ſuchte ihm nun ſein früheres Unrecht klar zu machen, er ſagte mich begleitend: „Sie haben Recht, ganz Recht, aber ich bin ſo wild, ſo wild, ich weiß nicht wo aus; ich bin ein Schuſter, habe meine gute Nahrung, habe eine brave Frau und 4 Kinder, aber Alles könnte zu Grunde gehen, ich ſelbſt will ſterben, nur Rache an dem Kaiſer und der Camarilla, die Wien mit Gewalt zu Grunde richten wollen. Soll eine ganze Stadt zu Grunde gehen wegen einem?“

So ſprach der Mann und noch viel mehr und heftiger. Die Erzherzogin Sophie bekam ſchöne Namen. Ich ſah hier wiederum, welche Flamme in den Gemüthern loderte. —

Ich füge hier über die Abendſitzung des Reichstages einen Artikel ein, wie ich ihn unmittelbar darauf ſchrieb und in das damals noch von Bodenſtedt

redigirte Journal des öſterreichiſchen Lloyd einrücken ließ:

„Dieſe Sitzung bildet den Gipfel- und Wendepunkt unſeres nun bald drei Wochen anhaltenden fieberiſch-peinlichen Zuſtandes. Die Dinge ſcheinen ſich bei uns mit einer innern Geneſis zu entwickeln, deren Geſetz ſich erſt aus der vollbrachten Thatſache abnehmen läßt. Auf dem unerſchütterten Boden des Geſetzes hat der Reichstag, eben kraft des Geſetzes, die Maßnahmen des Fürſten Windiſchgrätz für ungeſetzlich erklären müſſen und erklärt.

Wir ſind in dieſen Tagen ſo beſtändig in Spannung und Aufregung gehalten, daß man kaum mehr ſagen kann, die Erregung dieſes Sonntag Nachmittags war die höchſte; und doch hatte Fürſt Windiſchgrätz in dieſen Stunden zuerſt ſeine papiernen Bomben in die Stadt geſendet. Die Gruppen an den Straßenecken erzählten ſich von einem Manifeſte, das von unbekannten Händen angeſchlagen worden, von den Municipalgardiſten aber auf Befehl des Magiſtrats abgenommen wurde.

Es ließ ſich die Wahrheit des Inhaltes kaum

glauben; ſie beſtätigte ſich jedoch bald im Reichstage. Um 4 Uhr war die Sitzung anberaumt. Die Mitglieder fanden ſich ein. Der Präſident verkündete, daß die Sitzung eröffnet und mehr als die beſchlußfähige Anzahl anweſend ſei. Die Spannung auf den Gallerien zeigte ſich ſchon jetzt, indem ſich die Befreiung von der unnennbaren Bangigkeit kundgab, daß Entmuthigung der Ausharrenden eingetreten ſein könne. Der Saal ſelber bot den Anblick der Ruhe und ernſten Gefaßtheit, und dieſer entſprachen die Einleitungsworte des Präſidenten, der auf die hohe Bedeutung dieſes Augenblickes, auf den feſten Mannesmuth, deſſen es bedürfe, in ſeiner gewohnten Einfachheit und treuherzigen Schmuckloſigkeit hinwies. Als er jetzt dem Berichterſtatter das Wort gab, war es wieder wie das Aufathmen heftiger Geſpanntheit im ganzen Saale. Man rief einander Ruhe zu, gleichſam um ſich ſelbſt anzuhalten mit lauſchendem Ohre auch keine Sylbe von dem, was ſich nun eröffnete, zu verlieren. Schuſelka, der Berichterſtatter, der ſich während dieſer verhängnißvollen Tage fort und fort mit wahrhaft erhabener Ruhe und Feſtigkeit

hält, berichtete nun, daß Fürst Windischgrätz dem Gemeinderathe folgendes Manifest zur Kundgebung zugesendet habe und ihn für dessen Bekanntmachung verantwortlich mache.

„Von Sr. Maj. dem Kaiser beauftragt und mit allen Vollmachten ausgerüstet, um dem in Wien dermalen herrschenden gesetzlosen Zustande ohne Zeitverlust ein Ziel zu setzen, rechne ich auf den aufrichtigen und kräftigen Beistand aller wohlgesinnten Einwohner.

Bewohner Wiens! Eure Stadt ist befleckt worden durch Gräuelthaten, welche die Brust eines jeden Ehrenmannes mit Entsetzen erfüllen. Sie ist noch in diesem Augenblicke in der Gewalt einer kleinen, aber verwegenen, vor keiner Schandthat zurückschaudernden Faction. Euer Leben, Euer Eigenthum ist preisgegeben der Willkühr einer handvoll Verbrecher. Ermannt Euch, folgt dem Rufe der Pflicht und der Vernunft. Ihr werdet in mir den Willen und die Kraft finden, Euch aus ihrer Gewalt zu befreien, und Ruhe und Ordnung wieder herzustellen.

Um diesen Zweck zu erreichen, werden hiemit die Stadt, die Vorstädte und ihre Umgebung in Be-

lagerungszuſtand erklärt, ſämmtliche Civilbehörden unter die Militär-Autorität geſtellt, und gegen die Uebertreter meiner Verfügungen das Standrecht verkündigt.

Alle Wohlgeſinnten mögen ſich beruhigen. Die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums zu ſchirmen, wird meine vorzügliche Sorge ſein. Dagegen aber werden die Widerſpenſtigen der ganzen Strenge der Militärgeſetze verfallen.

Lundenburg, den 20. October 1848.

Fürſt zu Windiſch-Grätz,
Feldmarſchall."

Während der Verleſung dieſes Aktenſtückes war der Eindruck unverkennbar, welchen Gehalt und Geſtalt desſelben hervorbringen mußten. Schuſelka bemerkte, daß der Gemeinderath dieſes Manifeſt nicht veröffentlicht habe und ſolches dem permanenten Ausſchuſſe zu weiterer Maßnahme übergebe. — Der Finanzminiſter Kraus habe hierauf ſogleich das Manifeſt des Kaiſers vom 19. d. M., ſo wie die Anſprache der Reichscommiſſäre Welcker und Mosle an den Fürſten Windiſchgrätz durch einen Courier abgeſendet, indem

ſich vorausſetzen ließe, daß der Fürſt dieſe Kundgebungen, und beſonders die erſte, nicht kenne, da ſie im ſchneidenden Widerſpruche mit den angedrohten Maßnahmen ſtehen. Dieſes Verfahren des Miniſters — bemerkte der Berichterſtatter — könne man billigen und es ließe ſich möglicherweiſe vielleicht eine Wirkung davon verhoffen. Verlaſſen aber könne man ſich nicht darauf, und das Maaß der Pflichten, das dem Reichstage auferlegt ſei, gehe weiter. In eindringlicher ruhevoller Auseinanderſetzung erklärte nun Schuſelka, daß zwar die Völker Oeſterreichs noch keine feſte Conſtitution auf dem Papiere beſitzen, daß aber der Staat rechtlich und factiſch ein conſtitutioneller ſei, alle Maßregeln ſich alſo innerhalb der conſtitutionellen Grenzlinien halten müſſen; dieſe aber ſchreiben ſtreng und unbeugſam vor, daß ſolche Vorkehrungen einzig und allein von den conſtitutionellen Gewalten ausgehen können. Belagerungszuſtand und Standrecht ſind das letzte Mittel zur Wiederherſtellung der Ordnung; dieſes letzte Mittel darf aber nur angewendet werden, wenn alle andern bereits erſchöpft ſind. Solches iſt hier keines-

wegs der Fall. Es könne der Belagerungszuſtand nicht angewendet werden, wo das Volk durch ſeine Vertreter tagt über die Feſtſtellung ſeiner Verfaſſung; nur die conſtituirende Verſammlung könne, wie in Paris, zu ihrem eigenen Schutze, nur ſie könne den Belagerungszuſtand ausſprechen.

Der Gewalt müſſe mit dem unbeugſamen Geſetze entgegengetreten werden, und ſo ſchlägt der permanente Ausſchuß dem Reichstage vor, zu beſchließen:

In Betracht, daß die Herſtellung der Ruhe und Ordnung, wo ſie wirklich gefährdet ſein ſollten, nur den ordentlichen conſtitutionellen Behörden zukommt, und nur auf ihre Requiſition das Militär einſchreiten darf;

in Betracht, daß nach wiederholtem Ausſpruche des Reichstages und des Gemeinderathes die beſtehende Aufregung in Wien nur durch die drohenden Truppenmaſſen unterhalten wird;

in Betracht endlich, daß das kaiſerliche Wort vom 19. d. M. die ungeſchmälerte Aufrechthaltung aller errungenen Freiheiten, ſo wie ganz beſonders die freie Berathung des Reichstages neuerdings gewährleiſtete: erklärt der Reichstag die vom Feldmarſchall Fürſten

Windiſchgrätz angedrohten Maßregeln des Belagerungszuſtandes und Standrechtes für ungeſetzlich.

Von dieſem Beſchluſſe iſt Miniſter Weſſenberg und Feldmarſchall Fürſt Windiſchgrätz ſogleich durch Eilboten in Kenntniß zu ſetzen.

Vom conſtituirenden Reichstage.

Der Reichstagsvorſtand.

Franz Smolka, Präſident. Carl Wiſer, Schriftführer. Gleispach,

Als das Wort „ungeſetzlich“ ausgeſprochen wurde, da ließ ſich der Sturm der Gemüther im Saale und auf den Gallerien nicht mehr halten. Lauter Zuruf erſcholl; — das war der Moment, in dem der geſetzliche, ſittliche Volksgeiſt auf dem unerſchütterlichen Felſen ſeines guten Rechts der Gewalt mit offener Bruſt ſich entgegen ſtellte.

Nach Verleſung des Ausſchußantrages fragte der Präſident, ob Jemand das Wort hierüber verlange. Lautloſe Stille herrſchte eine Weile im Saale, ein Jeder ſchien ſo ergriffen von dem Ausdrucke des geſammten Selbſt, das hier kundgegeben war, daß der volle Accord

auch durch keine Zuthat, auch durch keine vereinzelte Zustimmung abgeschwächt werden sollte.

Endlich erhob sich Löhner, noch sichtlich ergriffen von den erfolglosen Mühen seiner letzten Reise und von der erwartungsreichen Bedeutsamkeit dieser Stunde. Er sagte, daß er den Motiven und den Anträgen des permanenten Ausschusses an sich nichts zuzufügen habe. Es ist jetzt keine Zeit — fuhr er fort — für Empfindlichkeiten, für ein Abwägen, ob man einem die Ehre angedeihen ließ, die er anzusprechen habe. Die Reichscommissäre haben sich nicht hieher und nicht unmittelbar an diese Versammlung gewendet, sie haben sich nach Ollmütz begeben; dennoch aber, es gilt der Sache des Vaterlandes, eine deutsche Stadt wird mit dem Härtesten bedroht, Deutschland ist in ihr verletzt — man möge also dem Beschlusse hinzufügen, daß derselbe den Reichscommissären nach Ollmütz mitgetheilt werde. Nadler machte den Zusatz, daß die Reichscommissäre eingeladen würden, hieher zu kommen, um sich davon zu überzeugen, daß hier keine Anarchie herrsche.

Schuselka vereinigte sich hierauf als Berichterstatter mit dem Antrag Löhner's, aber in der Weise, daß der

heutige Beſchluß durch das Präſidium den Reichscommiſſären mitgetheilt werde, wie ſich dieſelben auch nur an das Präſidium gewendet hätten, womit Löhner übereinſtimmt. Nachdem ſich hierauf noch Borroſch gegen eine Einladung der Wien umgehenden Reichscommiſſäre ausgeſprochen hatte, wurde der Antrag der Commiſſion mit großer Stimmenmehrheit (mit allen Stimmen gegen etwa 3) angenommen.

Jetzt fragt es ſich nun, oder vielmehr es fragt ſich kaum: wird man es wagen, eine Maßregel auszuführen, die der Reichstag faſt einſtimmig für ungeſetzlich erklärte?..."

Es klingt faſt wunderbar, wenn man ſich ſagt, daß man mitten in all dieſem Wirrwarr aus all den Erſchütterungen und Aufregungen heraus wieder behaglich Abends im Bierhauſe ſitzt, die Deputirten der Linken kommen da hin, Blum mit ſeinen Genoſſen und ihrem Anhange.

Wenn man die Geſchichte einſt aus der Ferne betrachtet, wird man es kaum glauben, daß mitten darin mehr oder minder harmloſe Pauſen waren, Alles muß wie eine einzige fiebriſche Glut mit haſtigem

Athem erſcheinen; aber man lernt hier Geſchichte verſtehen, ſowohl in ihrer tiefern innern Geneſis mit der Umkehrung alles Geweſenen, als auch mit den kleinen ſtets anhaftenden ſtändigen Merkmalen.

Im großen Ganzen drängt ein tiefer innerer Zug dämoniſch fort, die Thatſache für ſich ſelbſt gewinnt ein ſelbſtändiges organiſches Leben unabhängig von dem Thäter und Schöpfer.

Vom Volke, vom Hofe und vom Reichstage ſind Thaten ausgegangen oder aufgenommen, die Schuld und Sühne zum Theil in unbewußter Nothwendigkeit in ſich tragen.

Ein Theil des Volkes hat dem 6. Oktober die Spitze einer That gegeben, die unvorgeſehen wie ſie war, vereinzelt in ſich blieb und bleiben mußte. Man bewaffnete ſich, gewiſſermaßen um die Folgen der eigenen That abzuwehren. Eine Stadt übernimmt die Erbſchaft dieſer That, die ſie nicht vollbracht, zum größten Theile nicht gewollt.

Der Kaiſer, anfangs zur Verſöhnung geneigt, läßt ſich zur Flucht verleiten und bewaffnet ſich mit Starrſinn, er ladet die Schuld der Halbheit und

Pflichtvergeſſenheit auf ſich, er verläßt ſeinen Poſten zum zweitenmale.

Der Reichstag übernimmt die Errungenſchaft einer von ihm verabſcheuten That. Er verlangt um den Aufruhr nicht weiter ſchreiten zu laſſen, allgemeine Amneſtie und Bildung eines neuen Miniſteriums. Das alte unbeliebte Miniſterium iſt geſtürzt, aber nicht vom Reichstage auf geſetzlichem Wege, ſondern draußen auf der Straße. Der Reichstag nimmt das an und verfällt ſomit einer dämoniſchen Haftbarkeit, die durch all ſein großartiges hingebendes Wirken nicht abzuwälzen iſt.

Wie wird ſich die Sühne an all den drei Faktoren ergeben?

Auf allen Seiten lebt das Ereigniß jetzt für ſich ſelber fort, bis es zum traurigen Konflikte gelangt und ſo ſehr man ſich auch namentlich auf Seite des Volkes bemüht, die Conſequenzen zurückzuhalten und abzuwenden, ein dämoniſches Walten tritt Alles vor ſich nieder. Der zermalmende eherne Gang der Geſchicke ſcheint unabwendbar.

Daneben lernt man einſehen, wie das Klein- und

Einzelleben all den großen Ereigniſſen und Thatſachen beiher lauft.

Wer es vermöchte ſo zu ſagen, den teleſkopiſchen Blick für die Geſammtüberſchau und dabei den mikroſkopiſchen Blick für das Einzelne und Kleine zu halten und zu bewahren, der allein könnte ein wahrhaftes und lebensvolles Bild der Geſchichte liefern; aber es ſcheint beides faſt unmöglich. Iſt es ja auch ſonſt im Leben und in der Wiſſenſchaft ſo, die Detailkenner verlieren meiſt die Ueberſicht und den Männern der allgemeinen Betrachtung fehlt es häufig an ſpecieller Einſicht.

Beim Nachhauſegehen ſah ich ein eigenthümliches Bild. An der Ecke der Goldſchmidgaſſe unter der Gaslaterne ſaß ein Knabe von ſieben bis neun Jahren mit einem großen Pack Zeitungen auf dem Schooß, er rief aber ſeine Waare nicht aus, ſondern las emſig, mit dem Finger auf die Linien deutend und die Worte mit eifrigen Lippen leiſe vor ſich hinſprechend, die neueſte Nummer des Blattes: „der Radikale.“ Die Mutter kam und zankte den Jungen, daß er leſe, ſtatt zu verkaufen. Ich beruhigte ſie dadurch, daß ich dem Knaben noch ſo ſpät einige

Blätter abnahm. Sei es Inſtinkt oder was war's? Der Knabe gab mir nicht das Blatt des Radikalen, in dem er bereits geleſen hatte, es mochte ihm ſchon gebraucht vorkommen, er reichte mir ein friſches.

Du armer Knabe und ihr vielen andern alle, die ihr dieſe Blätter verkauft, was geht von ihrem Inhalte auf euch über? Es wäre von pſychologiſcher Bedeutung, das zu ergründen...

den 23. Oktober.

Alſo ſchon beim Frühſtück zeigt ſich's, daß wir belagert ſind. Keine Milch und vor allem kein vollſaftiges Obers (ſo nennen ſie hier den Rahm). Jetzt werden's Tauſende von Menſchen merken, die das ganze Jahr nicht daran denken, wie abhängig wir vom Landleben draußen ſind. Ein ſonſt trockener Geſelle bemerkte, der Kaiſer und Windiſchgrätz hätten bemerkt, daß die Wiener Freiheit Zähne habe und darum werde ſie jetzt von der Milch entwöhnt.

Es iſt eine tägliche Erfahrung, daß eine mißliche Lage die Selbſtironie aufreizt, man ſpottet über ſich, über ſeine Ungeſchicktheit oder ſein Mißgeſchick, das

iſt das erſte Aufrichten beim Falle. Der Trockene hatte eine beſondere Paſſion für den edeln Kapuziner, wie man hier den braunen Kaffee nennt.

Wir ſollen überhaupt nicht mehr wiſſen, daß es eine Welt draußen giebt, denn ſeit mehreren Tagen ſind wir ohne Briefe und Zeitungen.

Gleich beim Ausgehen wurde uns indeß eine wichtige Nachricht. Oeſterreich ſcheint ſeinem Zerfalle entgegen zu gehen. Man ſagt, daß Tyrol ſich reichsunmittelbar erklärt habe, Andere behaupten, es habe die blauweiße Fahne ausgeſteckt und ſich an Baiern angeſchloſſen.

Die einen frohlocken, die anderen machen bedenkliche Mienen.

Oeſterreich muß zertrümmert werden und zerfallen, das erſcheint Vielen als der kürzeſte Prozeß zum Sturz der Dynaſtie und als der einzige zur wirklichen Einverleibung Deutſchöſterreichs in Deutſchland. Aber nur ſelten ſind es eingeborne Oeſterreicher, die ich auf dieſen Weg hinweiſen ſehe. Ein unverkennbarer allgemeiner Zug der Volksſtimmung harmonirt mit der Forderung ſtaatskundiger Männer, für das Verhältniß

eines Geſammtöſterreichs zu Deutſchland eine beſondere ausnahmsweiſe Regelung zu finden.

Weil dieſe ſchwierig iſt, iſt ſie darum unmöglich?

Im Reichstage erfahren wir, daß ein Ausſchreiben des Tyroler Landtagsausſchuſſes den Reichstag zu Wien als unter dem Einfluß der Anarchie und des Terrorismus tagend darſtellt, da in Wien die republikaniſche Partei herrſche und daß dem zufolge der Tyroliſche Landtag eröffnet wird. Der Reichstag proteſtirt gegen dieſe Maßnahme. Das Geſetz zum Schutze der Abgeordneten, das auf der Tagesordnung ſtand, wird nach einer Debatte von derſelben verwieſen.

Die größte Aufregung herrſcht in der Stadt. Viele, die ſonſt von der Centralgewalt nichts wiſſen wollten, ſetzen jetzt die letzte Hoffnung auf die Reichskommiſſäre. Ich habe Welcker als Mann von hingebendem Edelſinn immer hoch geachtet. Jetzt iſt es in ſeine Hand gegeben, ein großes Werk zu vollbringen, die innerſten Sympathien Deutſch-Oeſterreichs für das Geſammtdeutſchland zu gewinnen. Aber er muß hierher kommen und nicht draußen Lügenberichte ſich aufbinden laſſen. Wenn jetzt die Centralgewalt

zwiſchen die gezückten Waffen vermittelnd tritt, hat ſie eine überwältigende Macht gewonnen. Dennoch — und das iſt das entſetzlich Tragiſche unſers Schickſals, das durch die lange Trennung über uns gekommen, — dennoch würde der Einmarſch deutſcher Reichstruppen, Baiern oder Preußen, eine faſt unerklärliche Aufregung überall hervorbringen. So geſchieden und geſpalten iſt das deutſche Vaterland, und Wenige wollen und können zur Klarheit durchdringen; aber die Centralgewalt muß mindeſtens vor allem Volke mit der ganzen Energie des moraliſchen Gewichtes auftreten. Zeigt ſich Welcker hier und verſpricht die Vermittelung, ſo fliegen alle Herzen Deutſchland zu, denn Alles will die friedliche Ausgleichung und nur wenige Tollköpfe wollen den Kampf um jeden Preis. Eine Stadt, in der die Reichsverſammlung tagt, die man lobend anerkennt, und doch eingeſchloſſen und belagert — das iſt unerhört.

Wenn die Stadt nicht von Außen entſetzt wird, ſo ſagen alle Einſichtigen, kann ſie ſich nicht lange halten.

Ich ging Nachmittags hinaus nach der Vorſtadt

Roßau, um dort die Wirkungen der erſten Bombe zu ſehen, die in die Stadt geworfen worden und einen Theil eines Dachſtuhls abgebrannt hat. Ein Legionär ging mit uns und die Leute in der Vorſtadt grüßten ihn alle zuvorkommend. In ſolchem Anſehen ſteht die akademiſche Legion. In der Thuryvorſtadt, nicht weit von dem Hauſe das ein Mann Namens Thury nach dem Türkenkriege zuerſt wieder erbaut hat, war die Kugel in die Dachfirſte eingedrungen. Ueberall ſtanden die Frauen und Kinder vor den Häuſern. Obwohl dieſer Theil die Wohnſtätte der ärmſten Klaſſen ſein ſoll, ſah ich doch nicht jene Abgeriſſenheit, wie man ſie in andern Städten bemerkt. Angſt und Schrecken lag auf allen Geſichtern und wie viele mochten ſich den Urgrund dieſes ganzen Krieges nicht erklären können!

Von den Vorpoſten her knallten immerwährend einzelne Schüſſe. Einſichtige behaupteten, daß das Pulver beiſpiellos unnütz verpufft werde, aber es iſt gar zu verführeriſch, wenn man ſtets die geladene Flinte in der Hand hat, nicht auch einmal loszubrennen, trifft man auch nicht, ſo erweckt es gewiſſer-

maßen den Sinn des auf der Lauer Liegenden zu neuer Spannkraft. Der Knall ſagt ihm, was er kann und will und er wartet wieder ruhiger. Wir ſtiegen bei den Vorpoſten in einem Holzhofe auf eine hohe Bretterlage zu mehreren Obenſtehenden, wir konnten einzelne Stellungen und Bewegungen des Feindes genau überſehen, aber kaum hatten wir mit dem Tubus einen Punkt feſt ins Auge gefaßt, ging das Feuern von neuem an, zu unſern Füßen wurde es erwiedert, wir waren hier oben gerade recht gute Zielpunkte für die Jenſeitigen und wir wollten ihnen und uns die ſchöne Ausſicht nicht lange gewähren. Jetzt krachten Kanonen von jenſeits, Pelotonfeuer von hüben und drüben folgten, und als wir in die Vorſtadt zurückkehrten, wurde Allarm geſchlagen und Sturm geläutet. Aus allen Häuſern kamen Bewaffnete, aber ſie beeilten ſich nicht ſonderlich, man war an das Allarmiren gewöhnt, das ging ſchon ſeit lange Tag für Tag ſo. An einer Ecke, wo der Sammelplatz für einen Trupp Nationalgardiſten war, ſah ich häßliche Streitigkeiten unter denſelben. Wenn man mit der Welt draußen in Streitigkeit und

Bitterkeit gerathen iſt, geräth man leicht in heftigen Hader mit der nächſten Umgebung, die daſſelbe leidend uns zur Seite ſteht.

In der Stadt war nichts zu bemerken von dem was in der Vorſtadt vorging. Alles ging hier ruhig, ſo weit noch von Ruhe die Rede ſein kann, ſeinem Wege nach.

Durch ein Plakat an den Straßenecken wurden wir erinnert, daß die Studenten in der Aula zu dieſer Stunde eine Verſammlung zu allgemeiner Beſprechung ausgeſchrieben hatten. Robert Blum ſollte dort reden. Wir gingen hin. Wir trafen Blum mitten in ſeiner Rede, der Saal war nicht ganz gefüllt und in den Verſammelten war nichts von jener momentanen feierlichen Gehobenheit zu bemerken, die ein mächtiges Wort, aus dem Herzen kommend und erſchütternd in daſſelbe dringend, anzufachen vermag. Man ſpazierte am Ende des Saales hin und her und war nicht ſelbſtvergeſſen über ſich hinaus getragen, feſtgebannt an Eine Stelle. Was war jetzt auch noch zu ſagen, wo die Flamme der Kampfesluſt überall von ſelbſt ſo hoch auflodert? was vermag da der Hauch eines Wortes, um

ſie höher aufſteigen zu machen? Es that mir leid, daß Robert Blum ſich mißbrauchen ließ und von Menſchen, die mit ihm prunkten, ſich dazu hergab, den Wienern zu zeigen, wie er zu reden verſteht. Und in dieſer Rede war auch gar nichts, in dem der Wiederſchein einer augenblicklichen Entflammung ſich kund gab. Mit der an Robert Blum bekannten Sicherheit des Ausdruckes, mit ſeiner ruhigen Herrſchaft über langathmige Perioden ſetzte er die alten Sünden der dynaſtiſchen Partei auseinander. Einen Terrorismus, den man gegen die inneren Feinde üben müſſe, deutete er nur leiſe an und ließ es unentſchieden, ob die inneren Feinde bloß die Stimmungen im eigenen Herzen oder Perſonen ſeien. Vielfache Hochs unterbrachen den Redner bei Kraftausdrücken und geſchickten Wendungen. Das gemeſſene kanzeltönige Aneinanderreihen der Worte, bei denen dieſe wie die Korallen eines Roſenkranzes abfielen, ließ die Unterbrechungen durch Hochs ſich ohne Störung einfügen, es ging dann wieder im ruhigen Laufe weiter. Immer glaubte man gegen das Ende, jetzt und jetzt ſei der Schluß, aber immer knüpfte ſich wieder Neues an; zuletzt ermahnte er zu muthigem Aus-

harren, er und ſeine Genoſſen würden mit ihnen ſiegen oder fallen.

Ein Student beſtieg nach ihm die Tribüne, brachte Blum, der Frankfurter Linken und dem deutſchen Vaterlande ein Hoch und ſomit war die Beſprechung zu Ende.

Beim Weggehen drängte ſich Alles um Robert Blum, der den Calabreſer mit wallender Feder auf dem Haupte und ein Schwert an der Seite hatte. Einige drängten ſich an ihn und faßten ihn ſogleich hüben und drüben unter'm Arme. Mir ſchien, als ob Robert Blum doch nicht recht wohl wäre in dieſer Umgebung, er iſt zu klug und hat eine zu lange politiſche Bildung, um nicht bald einzuſehen: das ſind keine Menſchen, die ein Volk zu führen, noch weit weniger es zu regieren verſtehen.

den 24. Oktober.

Es iſt herzzerreißend, Deutſchöſterreich iſt verloren für Deutſchland und das hauptſächlich durch die Reichskommiſſäre. Da iſt heute ein Schreiben derſelben aus Krems vom 21. an den Präſidenten des

Reichstags an die Ecken geſchlagen. Die Reichskommiſſäre ſagen: „Nachdem wir ſeither in Linz und auf der Reiſe hierher durch Mittheilung der Behörden und notabler Einwohner die Lage der Dinge zu Ollmütz und Wien näher erfahren", hätten ſie ſich zum Kaiſer begeben und fordern nun auf, bis zu ihrem Erſcheinen „jedes Zuſammentreffen mit den Waffen" zu vermeiden. Wir wiſſen es hier Alle nur zu gut, wie draußen die ſchmählichſten Lügen über Wien verbreitet werden. Hier hätten darum die Reichskommiſſäre Einſicht der Zuſtände nehmen müſſen, um dem Kaiſer, der bis jetzt die Wahrheit nicht hören will und darf, dieſe darzulegen. Und iſt es denn in die Hand der Wiener gegeben, das „Zuſammentreffen mit den Waffen" zu vermeiden?

Es thut mir tief wehe um Welcker, daß auch er ſich unfähig zeigt, die Neugeſtaltung des Vaterlands mit zu leiten, daß auch er zu denen gehört, die durch den grauſen Lärm der Ultra-Radikalen ſich von ihrem Prinzip verdrängen ließen, daß auch er nun die Anſchauung der Volkszuſtände in den Kanzleien einholt, während gerade in Oeſterreich bei dem Mangel an

fähigen Köpfen es noch nicht möglich war, die Aemter mit solchen Personen auszufüllen, die ein ungetrübtes Verständniß für die jetzige Sachlage haben. Wie viele Männer, die ehedem so tapfer zum Volke standen, ließen sich durch den wirren Lärm einzelner Ultra's kopfscheu machen und sehen jetzt die Zustände des Vaterlandes nicht mehr unbefangen mit eigenen Augen, sondern vom Ministerstuhle herab aus offiziösen Berichten. Sie sind verloren für die neue Zeit.

Ich muß mich jetzt den Spottreden gegenüber schämen, so offen meine Zuversicht auf Welcker ausgesprochen zu haben.

Während die Schatten der Reichskommissäre an den Eckwänden erscheinen, tritt Windischgrätz mit seiner ganzen Brutalität heraus; er verlangt nicht nur allgemeine Entwaffnung, sondern auch die Auslieferung von zwölf Studenten als Geißeln und sein dritter unschuldiger Paragraph lautet: „mehre von mir noch zu bestimmende Individuen sind auszuliefern."

Es ist offenbar, man will Wien mit teuflischem Raffinement zu einem Verzweiflungskampfe zwingen, denn wer kann die Geißeln ausliefern? und dann die „noch

mehreren von mir zu bestimmenden Individuen"? Sind diese Bedingungen nicht ein Hohn ohne Gleichen in der Geschichte der civilisirten Welt? Dies war auch die Stimmung in der Abendsitzung des Reichstages, in welcher Schuselka das Verfahren des Windischgrätz mit eben so viel Wärme als erhabener Ruhe beleuchtete. Es war die Empörung der Humanität gegen einen kaum für möglich zu haltenden Kannibalismus. Es ward daher beschlossen: „Da Feldmarschall Fürst Windischgrätz, im offenen Widerspruch mit dem Manifest vom 19. und in offener Nichtachtung des Reichstagsbeschlusses vom 22. d. M. Maßregeln verfügt, welche nicht nur die constitutionellen, sondern auch alle Menschen- und Bürgerrechte aufheben, erklärt der Reichstag dieselben nicht nur für ungesetzlich, sondern ebenso gegen die Rechte des Volkes als gegen den constitutionellen Thron für feindlich."

Die Aufregung in der Stadt ist bis zum höchsten Gipfel gestiegen. Siegesmuth erfüllt Alle. Die Waffen sind durch das Gesetz geweiht.

Es kommen leider auch Exzesse in den Vorstädten

vor, einzelne Bewaffnete machen Erpreſſungen, das Standrecht iſt gegen dieſelben verkündet.

Das Waſſer iſt abgeſchnitten, die Brunnen auf den öffentlichen Plätzen ſind trocken.

Es heißt wiederum, daß ein Kampf zwiſchen den Ungarn und Kroaten ſtattgefunden habe. Wer will noch daran glauben? Anderſeits heißt es, die Ungarn ſeien durch eine ruſſiſche Note, wonach man ihr Land beim Ausmarſche zu beſetzen droht, innerhalb ihrer Grenzen zurückgehalten; das Abenteuerlichſte wird ausgeſprengt, aber auch nicht geglaubt. Man ſtellt ſich jetzt hier auf die eigene Kraft und hofft nicht mehr auf die Ungarn.

den 25. Oktober.

Man ſagt heute, Windiſchgrätz ſei nach Ollmütz berufen. Noch glimmt ein Hoffnungsſchimmer auf friedliche Ausgleichung.

Man hört indeß auf den Linien immer feuern.

Windiſchgrätz verkündet, wer die Waffen gegen ihn führte, der wird ſtandrechtlich behandelt und heute erläßt Meſſenhauſer den Tagesbefehl, wonach „jeder

Eingeborene bei Vermeidung ſtandrechtlicher Behandlung die Waffen zum Schutze der Stadt zu tragen verpflichtet iſt." Das ſind glänzende Doppelausſichten. Indeß wird es mindeſtens in der Stadt nicht ſo genau genommen.

Wenn es zur entſcheidenden Schlacht kommen ſollte, ſo iſt Wien nur durch Entſatz von außen zu retten. Der Abgeordnete Hans Kudlich, der den Antrag auf Aufhebung der Robot ſtellte, erhielt vor wenigen Wochen einen glänzenden Fackelzug, wobei die Bauern Reden voll Dank und Aufopferungsluſt hielten. Da war Gut und Blut bereit. Jetzt ſoll Kudlich draußen ſein, um den Landſturm aufzubieten, aber da und dort ſollen ihn die Bauern gefangen gehalten haben und er ſoll von manchen Orten nur mit Gefahr ſeines Lebens entkommen ſein. Freilich läßt man draußen auch Manifeſte verbreiten, wonach der Kaiſer allein den Bauern die Robot geſchenkt habe.

Die Erlaſſe des Kaiſers mit dem großen WJR am Anfange werden hier als Abkürzungen gedeutet. WJR heißt: Windiſchgrätz, Jellachich, Radetzky.

Bemerkenswerth iſt, daß man auf Baſteien und

Vorpoſten keine eigentlich prinzipielle Bezeichnung für den gegenüberſtehenden Feind hat, man ſagt in der Regel nur: das Militär, nur Wenige ſagen: die Kaiſerlichen. Die Sache, um die man kämpft, iſt mehr zurückgetreten und nicht leicht in ein Wort zu faſſen, der Kampf an ſich iſt eine Nothwendigkeit und Alles iſt wie ein großes Duell, das man aufgenommen und nun mit Ehren durchfechten muß.

den 26. Oktober.

Es wurde ſchon ſo oft geſagt, daß Truppen übergegangen ſeien und Viele glaubten das, ſo daß heute viele Soldaten mit weißen Fahnen ſich unter dem Schein der Verbrüderung der Leopoldſtadt näherten und dann ein mörderiſches Feuer eröffneten. Das iſt eine edle Kriegführung. Die Taborlinie, Prater und Augarten ſind vom Militär beſetzt. Die Leopoldſtadt ſoll nicht mehr zu halten ſein.

Rings um Wien ſteht Alles in Flammen.

Im Reichstage ſprach es Schuſelka aus, daß der Brand rings um Wien lauter ſpräche als Alles, er müſſe auch diejenigen erhellen, die bis jetzt nicht ſahen und nicht ſehen wollten, was man thue.

den 27. Oktober.

Die Thatsachen drängen und stürmen, die Hand hat kaum so viel Ruhe, um einige flüchtige Notizen in die Schreibtafel zu zeichnen. Jeder ist in solchen Tagen nur ein Tropfen im stürmenden Meer. Ich kann nicht sagen, wo ich den ganzen Tag war. Mit der übergehängten Büchse, ein Dutzend Patronen und Zünder in der Tasche, trieb's mich umher. Als ich in der Dämmerstunde über den Platz an der Freiung ging, hörte ich Orgelklang in der Schottenkirche. Ich ging hinein. Die Mette war eben zu Ende, die Lichter am Altare wurden ausgelöscht und nur das ewige Lämpchen brannte fort, aber die Versammelten verließen die Kirche nicht. Eine Frau, die vor einem Seitenaltare lag, stimmte ein Lied an von rührend ergreifender Melodie und alle Andern blieben auf ihren Knieen liegen und sangen weiter ohne Orgelklang. In solchen Stunden fällt all das dogmatische Außenwerk des Kirchenthums ab und der rein menschliche, der ewig lautere Gehalt, der überall nur verschüttet und verdeckt ist, tritt strahlend heraus. Löscht nur die Kerzen ringsum aus die

all die Zuthaten beſcheinen, das ewige Lämpchen brennt ſtill fort.

Morgen ſoll die entſcheidende Schlacht ſein und hier ſammeln ſich nun die Geiſter in ſich; die Einen nennen das Vertiefung in das innerſte Heiligthum, die Andern nennen es Erhebung zu einer Heiligkeit, die über uns ſteht — die Wirkung iſt dieſelbe.

Es hat etwas Ergreifendes, daß mitten in dem Wogen und Branden noch eine ſtille Stätte bewahrt bleibt, darin das Herz ſeine Ruhe findet. Da iſt draußen Alles auf Rollen geſetzt, nichts bleibt mehr feſt, hier aber behält Jegliches ſeine Ruhe wie der eingewurzelte Baum im Erdengrund. Es gehört ein ſtarkes Herz, ein Weſen das den ganzen Schwerpunkt in ſich gefunden, dazu, um in ſolchen Zeiten in der eigenen Behauſung oder draußen irgendwo ſtille ſtehend, die ganze Kraft in Ruhe in ſich zu ſammeln. Darum werden zu allen Zeiten für Gemüther, die nicht den Schwerpunkt in ſich gefunden und ſich deshalb nach Außen anlehnen müſſen, feſtſtehende Formen ſich darbieten, unter denen das erſchütterte Einzelbewußtſein ſich deckt; hier dieſe aufgethürmten

Kirchenbauten als ſichtbare Zufluchtsſtätten; darum werden dieſe zu allen Zeiten und beſonders in ſolchen ihre heilende und ſtützende Kraft darthun...

Ich begegnete ſpäter einem Reichstags-Deputirten, wir wollten mit einander nach der Rothen-Thurmbaſtei um dort die Feuer zu betrachten, deren Schein den Horizont rings herum umzog.

Auf dem Graben geriethen wir auf einen großen Trupp Menſchen. Zwei bekannte Volksführer gingen mit Bewaffneten voran. Sie preßten Jeden, der unbewaffnet auf der Straße ging zum Freiwilligen. Wir beiden waren den Anführern bekannt, wir durften frei paſſiren und hatten ſogar das Glück, einen barhäuptigen Kellner aus unſerer Bekanntſchaft, der zitternd auf uns zuſtürmte und um unſere Fürſprache bat, mit wenigen Worten aus der Reihe der Freiwilligen zu erlöſen.

Der Anblick der hoch auflodernden Gebäude rings um den großen Theil der Stadt, ſo weit ich dieſe von der Baſtei aus überſehen konnte, war entſetzlich.

Noch ſpät am Abend lernte ich Meſſenhauſer kennen. Sein Geſicht mit dem kleinen ſchwarzen

Barte und den dunkeln Augen iſt von nicht bedeutendem Ausdruck. Sein Behaben und ſeine Redeweiſe bekundet anſpruchloſe Gutmüthigkeit. Es iſt in ihm wieder jene ſeltſame Getheiltheit, die man leider ſo oft findet; einfach und ſchmucklos im gewöhnlichen Leben, wird er ſchwulſtig und mit allerlei Phraſenflitter ausſtaffirt, ſobald er die Feder in die Hand nimmt. Seine Plakate ſind unausſtehlich bombaſtiſch. Bei Meſſenhauſer mag dieſes Doppelweſen oder dieſe Theilung in eine natürliche und in eine Kunſtnatur noch perſönlich darin die Erklärung finden, daß er früher als öſterreichiſcher Offizier das geiſtige Leben und ſeine Ausdrucksweiſe als jenſeitigen Gegenſatz zu ſeinem Berufe ſich erhalten und geſtalten mußte.

Er erklärte mehreren Deputirten in vertraulicher Weiſe die ganze Vertheidigung von Wien mit allen vorbereiteten Operationen. Er legte dabei einen Plan der Stadt Wien auf den Tiſch, ſchien aber darin doch nicht recht zu Haus, denn ein kriegskundiger polniſcher Deputirter korrigirte ihn mehrmals und ſagte, das was er meine, ſei hier und hier u. ſ. w.

Ohne die geringſte Verletzlichkeit nahm das Meſſenhauſer hin. — Aus ſeinem ganzen Thun ging mir hervor, daß dies kein Mann war, der den Beruf hatte, an der Spitze einer großen Bewegung zu ſtehen oder gar in der friedlichen Organiſation des Staates eine Rolle zu ſpielen. Die Beſtimmtheit, die in ſich ruhende Selbſtgewißheit, die auch oft auf die Umgebung einen imponirenden Einfluß übt, geht ihm gänzlich ab. Er iſt ein ſchwärmeriſcher Demokrat, aber das iſt noch lange nicht genug, um eine Stellung außer der gewöhnlichen Reihe zu haben. Freilich war er an dieſem Abende ermattet; aber auch in dem Ermüdeten, ja ſelbſt in dem Ruhenden erkennt man die Macht der in ihm liegenden Bewegung, zumal wenn dieſe eine bedeutſame iſt.

Der kriegskundige polniſche Deputirte ermahnte Meſſenhauſer noch, ſeine Leute dieſe Nacht heimgehen und ruhen zu laſſen, um ſie nicht unnöthiger Weiſe auf den Baſteien abzumatten. Er verſprachs.

Um Mitternacht verhandelte noch der Gemeinderath mit dem permanenten Ausſchuſſe des Reichstages, um Mittel und Wege zu finden, daß Windiſchgrätz ſeine

Bedingungen ſo ſtelle, daß der Stadt eine Möglichkeit gegeben ſei, auf dieſelben einzugehen. Windiſchgrätz hatte ſich nun doch herbeigelaſſen, außer den Geißeln die Namen derjenigen zu bezeichnen, die er ausgeliefert haben wollte.

Ich hörte noch ſpät aus der ſicherſten Quelle, daß trotz der ausgeſprengten unbezwinglichen Macht der Stadt, dieſe doch nur einen erſten Angriff ein oder längſtens zwei Tage aushalten kann, dann muß ſie ſich ergeben.

Wie gräßlich, wenn die da draußen wüßten, daß ſie einem ſiegloſen Kampfe entgegen gehen! Und dennoch ſagt uns ein Plakat, mit Fenneberg unterzeichnet, daß wer entmuthigende Reden führt, ſtandrechtlich behandelt wird. Freilich, die Stadt kann die Windiſchgrätzſchen Bedingungen nicht erfüllen, ſie muß ſich erobern laſſen.

den 28. Oktober.

Das iſt alſo der entſcheidende Schlachttag. Man hört ſchon früh fernen Kanonendonner, durch die Straße wirbelt die Allarmtrommel, vom Stephan

ertönt die Sturmglocke, nnd wenn der Generalmarſch ſich weiter zieht, ſchallen raſche Pferdetritte dahin.

Das Haus, in dem ich wohne, hat ein Vordergebäude nach der belebteſten Straße, mein Zimmer geht nach einer kleinen Seitengaſſe. Ich kann die peinliche Unruhe, die mich erfüllte, nicht beſchreiben. Jetzt ſtill hier zu ſitzen, während draußen Tauſende um Leben und Tod mit einander ringen...

Der polniſche Reichstagsdeputirte, der neben mir wohnte, kam herüber, er konnte auch nicht allein ſein in ſolcher Aufregung. Man ſpricht mit einander, die Stimme ſchallt, aber man hört ſich nicht. Was ließe ſich auch jetzt ſagen, das die Seele erfaſſen könnte? Auch unſere Hauswirthin kam, ſie hatte Beſuch erhalten, eine jüngere Schweſter war mit ihrem kleinen Kinde aus der Vorſtadt hereingezogen und ihr Mann ſtand als Nationalgardiſt eben draußen im Kampfe. Es war plötzlich eine Annäherung aller Hausbewohner eingetreten, von oben, von unten, während man ſich ſonſt nicht grüßte; man beſprach ſich auf Treppe und Flur, aber es gab nichts mitzutheilen als allgemeine Bangigkeit. Da war ein Bruder, da ein Sohn, dort

ein Vater draußen unter den Waffen. Ich geſtehe, daß ich mich vor mir ſelber ſchämte, es nicht zu ſein. Ich habe nicht nöthig, hier meine perſönlichen Verhältniſſe und deren Berückſichtigung darzulegen, auch fragte ſich nicht mehr, um was gekämpft wird, es war ein allgemeines Ringen, in dem keine Kraft und ſei ſie auch noch ſo ungeübt, ruhen ſoll. Ich hatte mich bereit erklärt, für den innern Dienſt in der Stadt meine Kraft zu verwenden.

Alle Hausbewohner waren zuſammengelaufen wie bei einem plötzlichen Brande und man trennte ſich jetzt wieder, weil man ſah, daß man nicht löſchen konnte. — Die Dienſtmädchen rannten nach dem Hofthor, um ihre Neugierde zu befriedigen und Bericht zu erſtatten.

Freunde von bekannten literariſchen Namen, die theils in einem andern Flügel des Hauſes wohnten, theils aus ihrer Wohnung in der Vorſtadt ſich hieher begeben hatten, kamen ſpäter zu mir. Jene gräßliche Stimmung war allgemein, in der das gepeinigte Herz eine Kriſis anſchaut, die das Leiden nun doch enden ſoll.

Auf 12 Uhr war eine Reichstagssitzung anberaumt. Wir nahmen unsere Waffen und gingen hin. Ein sonst nicht zu erzürnender Freund zankte heftig mit einem andern, der auf diesem Wege seine Zigarre weiter rauchte. Erst nach dem Wegwerfen derselben hörte er auf über diese Herzlosigkeit zu schmähen.

Auf den Straßen lag der hellste goldne Sonnenschein, aber alle Laden ringsum waren geschlossen und kaum zeigte sich hier und dort eine scheue Gestalt und verschwand schnell wieder in einem Hause oder in einer Seitenstraße. Es war in der Stadt wie in einer stillen hellen Mondnacht, da Alles schläft und der sanfte Glanz vom Himmel sich ungestört über Häuser und Straßen breitet. Die Menschen schliefen aber nicht, ihr Herz pochte krampfhaft hinter den Mauern.

Die Reichstagssitzung war vertagt, der Saal war geschlossen. Wir kehrten wieder um. Eine wohlgekleidete Frau, die uns begegnete, trat mit den Worten auf uns zu: um Gotteswillen, meine Herren, wie wird es denn werden? — Was konnte man ihr sagen als: das entscheidet sich jetzt. Wir kehrten nach meiner Wohnung zurück und die Stunden, die wir jetzt hier

verbrachten, gehören zu den peinlichſten dieſer ganzen Zeit.

Nichts iſt kläglicher und ſchmerzvoller als in ſolchen Tagen und Stunden zur Stellung eines aufgeregten Zuſchauers verdammt zu ſein. In dieſen beiden Worten liegt das ganze Prickelnde der kochenden Unruhe einer- und der gezügelten Zurückhaltung anderſeits. Die da draußen auf den Schanzen und Barrikaden liegen und lauernd mit der Büchſe handiren, ſie ſind glücklich! Mit jedem Knall der Büchſe, mit jeder Kugel, die dahinſauſt, befreit ſich ihr Herz von einem Stück Leidenſchaft und ſelbſt dieſes Leben voll Todesnähe wird zur Luſt. Es iſt die Anſpannung der ganzen Daſeinskraft, die ein gewiſſes wohliges Gefühl in ſich ſchließt, aber jetzt ſtille ſitzen zu müſſen, das iſt höchſte unnennbare Qual.

Wer das Leben, ſeine Bedeutung und ſeine Nichtigkeit, wer das Abſterben der Daſeinsfreude kennen gelernt, dem könnte ein raſcher Soldatentod nur erwünſcht ſein. Aber wo iſt hier eine Fahne, nach der man ſterbend aufſchauen kann?

Die Stellung eines aufgeregten Zuſchauers iſt

nicht nur in dieſer Stunde, ſondern in unſerer ganzen Zeit die mißlichſte. Wir ſind in einen Strudel gerathen, daß nur noch der Schrei der Leidenſchaft gehört wird; wer nicht aus der Leidenſchaft und zu derſelben ſpricht, wird kaum vernommen und ſeine Worte verhallen wirkungslos. Wer Muth und Beſonnenheit zu vereinigen trachtet, der kommt in jene Doppelſtellung, daß er einerſeits mit einzugreifen trachtet in die rollende Bewegung und anderſeits ſich wieder zurückziehen muß, weil er ſieht, daß die dämoniſche Macht der Leidenſchaft allein wirkt.

Vielleicht kommt jetzt die Zeit, die uns aus dieſer Stellung erlöſt.

Abends beſuchte ich einen jungen Arzt, der in der Rothen-Thurmbaſtei in der kaſemattirten Schmiedewerkſtätte ein Feldſpital hatte. Die gegenüberliegende Leopoldſtadt war ganz in den Händen der Feinde.

Ich war droben auf der Baſtei. Sobald ſich jenſeits einzelne oder mehrere Bewaffnete blicken ließen, knatterte ein allgemeines Gewehrfeuer von der Baſtei, das von drüben nur mit einzelnen Schüſſen erwiedert

wurde. Als ich dann wieder in das Spital ging, kamen jedesmal so oft droben das Gewehrfeuer knatterte, mehrere Nationalgardisten zu uns in die Kasematte geflüchtet. Die Wachhabenden behielten ohnedem ihren Posten und ließen sich seit lange nicht ablösen. Die droben aber waren zum heftigsten Kampfe bis auf den letzten Mann entschlossen.

Grausenvoll war wiederum der Anblick des Brandes, der rings um die Stadt loderte, der ganze Himmel war flammenroth.

Die Landstraße und die Leopoldstadt sind von den Truppen besetzt. In der Stadt wimmelt es von Geflüchteten aus den Vorstädten.

den 29. Oktober.

Der vierte Sonntag.

In der ganzen Stadt ist es wie das Ausruhen eines Ermüdeten, der sich zum Verschnaufen niedersetzt, aber von peinlicher Ungeduld getrieben nicht auf der Stelle bleiben kann. Es ist Waffenstillstand. Man sagt, der Gemeinderath und das Oberkommando hätten die Uebergabe beschlossen und da man die Be-

dingungen nicht erfüllen kann, Windiſchgrätz erſucht, ſelber in die Stadt einzurücken und ſeine Bedingungen auszuführen. Aber ſchon daß man dies ſagt und nicht gewiß weiß, zeigt, welche heilloſe Verwirrung herrſcht.

Gegen Abend wurde eine Verſammlung von Vertrauensmännern aus allen Compagnien zuſammenberufen, um über die Annahme der Bedingungen zu berathen. Es wurde beſchloſſen, ſofort alle Feindſeligkeiten einzuſtellen. Die Nachricht hievon brachte gewaltige Aufregung in allen Gruppen auf der Straße hervor. Einzelne ſuchten dazu zu bewegen, daß man die Waffen nicht hergebe, Andere beſchwichtigten. Ich ging mit einem Freunde und wir hörten in einem Trupp einen Mann ſagen: „man übergiebt die Stadt aus Mangel an Munition.“ „Nein, aus Ueberfluß an Verrath!“ ſchrie ein Anderer.

Die Fäulniß, die eine niedergeworfene Leidenſchaft ſo leicht anfrißt, zeigte ſchon jetzt ihre erſten fleckigen Spuren. Namen, die man ſonſt nur mit höchſter Verehrung nannte, wurden jetzt als verächtliche Verräther ausgerufen. „Demaskire dich, demaskire dich,“

riefen Gardiſten und Legionäre einander zu und dieſes Wort klang wie ein verzweifelter Hohn.

Ein Bürgersmann, der von der beſchloſſenen Uebergabe hörte, ſchnallte ruhig den Tragriemen von ſeinem Gewehre los, ſteckte ihn ein und ſagte: „Ich habe ihn gekauft, er koſtet mich dreißig Kreuzer Münze, den ſollen die Kaiſerlichen nicht bekommen, wenn ich mein Gewehr abliefern muß.“

Ein großer Theil der Bürger ſchien ſich ruhig in das unabwendbare Schickſal fügen zu wollen, aber die Proletarier und die übergegangenen Soldaten ſchienen ſtreitmuthig ſich nicht daran zu kehren. Sie zogen in großen Trupps umher, beſetzten die Baſteien und trafen alle Vorkehrungen zur Weiterführung des Kampfes.

Es iſt ein unverzeihlicher Mißgriff, daß man die beſchloſſene Uebergabe bei Nacht kund werden ließ. Welche Gräuel können in ſolcher Nacht geſchehen, wo widerſpenſtige zum Aeußerſten entſchloſſene bewaffnete Haufen ſich vorfinden? Wer kann abwehren, daß nicht das Gräßlichſte geſchieht? Ein Morden und Brennen ins Blinde hinein?

Ich ging mit mehreren Freunden noch ſpät in der

Nacht über die Straße. Es war so ruhig wie im tiefsten Frieden. Dieses Volk setzt sich die Krone des höchsten Ruhmes auf, es wäre besserer Führer würdig gewesen. Mitten im Aufruhr, fast ganz sich selbst überlassen, will es nichts von Zerstörung des eingefriedeten Daseins. Heilig ist das Eigenthum! schrieb es vielfach mit eigener Hand an die geschlossenen Kaufladen und ich höre von einem, der es selbst mit angesehen, daß ganz abgerissene zerlumpte Menschen Silberzeug an den Gemeinderath ablieferten, das sie aus unbewohnten Häusern in Vorstädten mitnahmen, um es vor den eindringenden Kroaten zu retten.

Edles Volk von Wien! Der Tag deiner Herrlichkeit und Größe wird anbrechen, wenn du auch jetzt zwischen Säbeln und Bajonnetten eingekerkert wirst.

den 30. Oktober.

Die Uebergabe ist beschlossen. Das Plakat des Oberkommandanten, das dies an den Ecken verkündet, wird indeß von Bewaffneten abgerissen und ich sehe nur noch Stücke davon. Was soll aus diesem Zustande werden?

Schon begegnen uns Bekannte, die ſich ſelbſt zu erkennen geben müſſen, denn ſie ſind durch Abnahme des Bartes und des Haupthaars ſowie durch veränderte Kleidung ganz unkenntlich.

Mittag erſcholl nochmals die Allarmtrommel. Was giebt's? Die Ungarn ſind da. Eben jetzt iſt die Schlacht. Niemand will's glauben. Und doch wer kann jetzt noch täuſchen wollen? Alles greift wieder zu den Waffen.

Ein lange gehegtes ſehnliches Verlangen wurde mir jetzt endlich erfüllt. Ich erhielt durch eine Reichstagsdeputirten die Erlaubniß den Stephansthurm mit ihm zu beſteigen. Droben trafen wir große Aufregung. Bei der Glockenſtube neben der Wohnung des Thürmers waren an vier verſchiedenen Seiten Tubuſſe aufgeſtellt. Ein Obſervirender nach dem andern verkündete laut, was er ſah und dieſes wurde drinnen in dem Stübchen aufgeſchrieben. Wir konnten noch ziemlich deutlich das Ende der Schlacht ſehen; ſie war in der Gegend von Inzersdorf. Ich ſah die „Kaiſerlichen" deutlich die Kanonen laden, die Plänkler in den Graben liegen, die Reiterei aufgeſtellt und

mitunter einen Verwundeten herbeiſchleppen. Meſſenhauſer hatte bereits die Nachrichten in die Stadt hinabgeſchickt und durch kleine Zettel verbreiten laſſen, daß man eine Schlacht bemerke, über die ſich noch nichts Beſtimmtes ſagen ließe, daß man aber auf Alles gefaßt ſein ſoll. Die Schlacht zog ſich weiter weg, auch dies wurde hinab verkündet. Drunten in der Stadt wirbelten die Trommeln fortwährend, wir gingen weiter hinauf zu Meſſenhauſer, der auf dem hölzernen Balkon, nahe der höchſten Spitze, ſeine Beobachtungen machte. Eine Leiter hinauf und wieder eine hinab ſtieg man hinaus auf den Balkon. Meſſenhauſer ſah ſehr abgemattet aus, er ſchraubte mehrmals ſein Teleſkop auseinander und wieder zuſammen. „Die tragiſche Parole unſerer Tage, das „zu ſpät" ſcheint ſich auch bei den Ungarn zu wiederholen" wurde geſagt. Meſſenhauſer nickte ohne zu antworten.

Er war in eine ſehr mißliche Lage gerathen. Drunten ſchilt man ihn feig und Verräther und von der letzten enthuſiaſtiſchen Hoffnung bewegt, ließ er ſich dazu verleiten, nach geſchloſſener Capitulation Nachrichten über die Truppenbewegungen draußen durch

den Druck zu verbreiten und wenn auch nicht als Befehl, doch ziemlich deutlich zum feindlichen Anſichhalten der Waffen aufzufordern. Faſt unabläſſig kamen drängende Anmahnungen durch hitzige Boten aus der Stadt herauf. Man wollte die Leopoldſtadt angreifen, er ſollte Befehl dazu ertheilen; er that's nicht und ließ doch die Streitluſt gewähren. Freilich hatte er augenblicklich ſeinen Kopf verwirkt, wenn er ſich energiſch dagegenſtellte. Die ſchwankende Halbheit mit all ihrem Fluche ſenkte ſich mit den Nebeln herab, die ſich jetzt über die Gegend lagerten. Schon einmal war vom Studentenkomitee, das ſich aufgelöſt hatte und beim Heranrücken der Ungarn wieder zuſammengetreten war, eine Aufforderung an Meſſenhauſer ergangen, des Inhalts, er habe bei ſeiner Energieloſigkeit u. ſ. w. das Vertrauen verloren und möge augenblicklich deßhalb ſeinen Oberbefehl niederlegen. Meſſenhauſer nahm das Schreiben, das ihm ein hoch erglühender Student überbrachte, las es zweimal, nickte dabei, legte das Schreiben wieder ruhig in ſeine Falten, übergab es mir mit den Worten: „was ſagen Sie dazu?“

„Sie antworten," ſagte ich, „daß Sie Ihr Oberkommando nur in die Hände derer niederlegen, die es Ihnen übergeben haben. Sie ſind vom Generalſtabe gewählt und nicht vom Studentenkomitee."

Er bat mich um mein Bleiſtift und ſchrieb ſeine Antwort.

Wie das nun ſo geht, in den Pauſen und da ſich bei dem eintretenden Nebel wenig mehr beobachten ließ, ſprachen wir vom Handwerk. Auf die Bemerkung, daß es eine ſtarke poetiche Licenz ſei, wenn man in den Dramen ſo unmittelbar vom Thurme herab durch einen Herold den Gang der Schlacht verkünden laſſe, da hier vom Stephan keine Stimme hinabdringe, ſprach Meſſenhauſer viel von dramatiſchen Plänen u. ſ. w. die er habe. Auch über Guſtav Freytag ſprach er viel und er konnte dieſe ſouveräne Natur nicht recht begreifen, die mit einer gewiſſen oberherrlichen Freiheit die wandelnden Gebilde des Tages keck ſpielen läßt. Schwarz-gelb und Schwarzweiß waren für Meſſenhauſer geläufige Kategorien.

Als die Dämmerung eintrat, kamen abermals Abgeſandte auf den Thurm. Doktor Becher und

Löbenſtein waren mit darunter. Sie verlangten unbedingt und augenblicklich die Abdankung Meſſenhauſers, Fenneberg ſolle an ſeine Stelle treten. Ich ſprach eifrig gegen dieſes Verfahren und hatte deßhalb eine heftige Debatte mit Becher. Ein Nationalgardiſt der auch herauf gekommen war, nahm mich bei Seite und ſagte leiſe: „Sie reden ſich um Ihren Kopf. Fenneberg iſt bereits Kommandant. Meſſenhauſer mag nun noch machen, was er will.“

Meſſenhauſer ging nun mit den Abgeſandten hinab, er behielt ſeine Mütze auf und ließ ſeinen Tſchako mit dem weißen Federbuſche auf der Bank liegen. Ein unwillkürliches Schaudern überkam mich als ich ſo im Dunkel und Nebel den Tſchako auf der Bank ſtehen ſah. Was geht jetzt mit dem Kopfe vor, den er bedeckte, wenn ſich Meſſenhauſer beharrlich weigert?

Wir warteten ab bis die Nacht völlig eingebrochen war, dann bemerkten wir in weiter Entfernung den Widerſchein dreier großer Lagerfeuer am Horizonte. Der Direktor des Obſervationskorps, ein tüchtiger Optiker und dabei kriegserfahren, behauptete, daß

jedenfalls die Ungarn zurückgedrängt wären, andere Sanguiniſche wollten geltend machen, daß das dritte Wachtfeuer gewiß von dem aufgebotenen Landſturme ſei, der zu Hülfe eile.

Wir gingen hinab in die Thürmerſtube. Auch in der Obſervationsmannſchaft herrſchte ein kleiner Hader, der ſich beſonders gegen einen verſchloſſenen jungen Mann kehrte, der ſich immer an Meſſenhauſer herangedrängt hatte und jetzt deſſen Tſchako in der Hand trug, um ihm ſolchen zu bringen.

Hier hatten wir ein kleines Abbild davon, wie unmittelbar nach der Niederlage eine verhaltene Zwietracht ſich unter den Genoſſen aufthut. Der Aerger gegen das große Ganze, den man nirgends anzubringen weiß, macht ſich zunächſt im Kleinen zum handfaßlichen.

Als wir eben im Begriffe waren herabzuſteigen, kam ein Befehl an: es ſind in gehörigen Pauſen innerhalb einer Viertelſtunde 6 Signalraketen von der Spitze des Stephansthurmes loszubrennen, unterſchrieben: Fenneberg Interimskommandant.

Alſo war's geſchehen.

Die Raketen rauſchten auf und das Volk unten jauchzte und jubelte bei dieſen hellen Feuerzeichen. Der Jubel drang laut zu uns herauf, die wir noch die dunkle Wendeltreppe hinabſtiegen.

Wir gingen nach der Univerſität. Auf dem Hofe der Aula ſah es wild aus. Haufenweiſe lagen hier die Waffen, die aus den Vorſtädten und von den Bürgern der Stadt hierher gebracht waren. Ein großer Trupp Frauenzimmer hatte ſich bewaffnet und eine die à l'enfant friſirt war, hob den rechten Arm immer hoch empor, blickte nach den Sternen und perorirte ganz gewaltig über die Feiglinge von Männern, die ſich jetzt werden von den Frauen beſchämen laſſen müſſen. Der Amazonentrupp ordnete ſich und zog nach der Stadt. Es war eine häßliche Farce.

Gefährlicher war ein Trupp Männer, der ſich jetzt mit dem Rufe zuſammenſchaarte: „Wir ziehen in der Stadt herum und wo wir einen Schwarzgelben treffen ſchießen wir ihn nieder!“

Ich ſtand oben auf der ſteinernen Vortreppe und, verſuchte einige Worte an die Aufgeregten zu richten.

Viele machten Lärm und wollten nichts hören, da rief einer mit gewaltiger Stimme: „Still, es ist ein Student, er soll reden!“ Ich erklärte ihnen nun, daß es ja unmöglich sei, die Schwarzgelben herauszufinden; sie würden nur Unschuldige ermorden.

Ein herzugekommener Steyrer half mir die Leute beruhigen, und einer aus der Reihe rief: „Jetzt kein Wort mehr, wir wissen was wir thun. Wir ziehen nach der Burg, verbrennen den Thron und sägen dem Kaiser Franz den Hals ab.“ Schnell geordnet zogen sie davon.

Ich ging hinauf nach dem Komitee. Auf der Treppe sagte mir ein Unbekannter, daß die Ungarn die Raketensignale erwidert hätten. Wir wußten das besser, daß solches nicht geschehen war.

Aber droben trafen wir die Nachricht schon verbreitet und fanden mit unserem Widerspruche kein Gehör mehr. Man wollte gern Alles gelten lassen, was zur Ermuthigung beitrug.

Das Ober-Kommando war nun nicht mehr in der Stallburg, sondern hier auf der Universität. Ich traf hier auch Becher und Robert Blum. Dieser

letztere ſchien meine Mittheilungen über den wirklichen Sachverhalt mit den Ungarn nicht recht zu glauben. Er war in ſehr aufgeregter Stimmung.

Viele Führer kamen an und betheuerten, daß ſie mit ihrer geſammten Mannſchaft nichts von Waffenſtrecken wiſſen wollen. Sie wollten ſich im äußerſten Falle durchſchlagen nach Ungarn.

Wir gingen in Begleitung eines Mitglieds aus dem Studentenkomitee nach einem Bierhauſe, denn wir waren Alle ausgehungert. Unterwegs ſprachen wir noch am Stephansplatze auf der Wachtſtube der Mobilgarde ein. Die Mobilgarde war hier auf dem Platze aufgeſtellt und auf das Gewehr gelehnt ſang jeder luſtig vor ſich hin, hunderterlei Lieder, Jodler und dergleichen.

In der ganzen October-Bewegung war kein gemeinſames Lied aufgekommen, das in feſten Worten die Stimmung der Geſammtheit in dieſen Tagen ausprägte. Es iſt dies nicht ohne Bedeutung. Sonderbarer Weiſe oder auch mit der akademiſchen Legion zuſammenhängend iſt das Fuchslied: „was kommt dort von der Höh" mit willkürlich wandelbarem unterge-

legtem Texte hier ein allgemeines Volkslied geworden, aber hauptſächlich nur die Melodie, keine beſtimmten Worte. —

In der Wachtſtube ſagte eben ein junger Mann dem Kommandoführer etwas ins Ohr, worauf dieſer laut ſagte: „Wenn ich dich nicht ganz genau kennte, ließ ich dich als Verräther verhaften.“ Es ſcheint, daß alle Darlegung der wirklichen Thatſachen jetzt als Verrath gilt.

In dem Bierhauſe gerieth unſer Komiteemitglied in heftigen Zank mit zwei Gemeinderäthen. Der Gemeinderath hatte nemlich dem abgeordneten Studenten, der im Namen des Komitees die Ernennung Fennebergs und die Abdankung Meſſenhauſers verlangte, barſch geantwortet, daß man das nicht thue: die Studenten hätten nichts mehr zu befehlen, ſie ſollten in die Schule gehen und etwas lernen.

Das war eine derbe Lektion und ſo zeigte ſichs nun, daß in der Auflöſung auch ſonſt friedlich zuſammen gehende Behörden hart an einander geriethen.

Wahrhaft herzerſchütternd war's als noch ſpät mehrere Studenten kamen, lebensfriſche muthige Ge-

ſtalten und der ſchwerſte Kummer laſtete auf ihnen und ſprach aus ihrem Antlitze wie aus ihren Worten, indem ſie tief beklagten, nicht da oder dort bei einer Barrikade gefallen zu ſein, der Tod, der Tod war das einzige was ſie ſich wünſchten. Ein ſchöner junger Mann ſtarrte mit auf der Bruſt gekreuzten Armen immer vor ſich hin und ſaß unbewegt auf ſeinem Stuhle, nur bisweilen murmelte er vor ſich hin: Alles iſt verloren, Alles...

Wie Herrliches und Heiliges war hier im ganzen Volke rege und wie ſchmählich iſt es von den Führern geopfert worden!

Auch dieſe Nacht noch kann uns Schreckliches bringen, die Auflöſung iſt allgemein.

den 31. Oktober.

Die Nacht iſt ruhig vorüber. Erſt gegen Mittag, wenn die Nebel ganz gefallen, läßt ſich etwas Beſtimmtes über die Lage der Ungarn erkunden. Es wird wieder Allarm getrommelt und Sturm geläutet.

Ein Plakat von Meſſenhauſer und Fenneberg unterſchrieben fordert auf, die Waffen zu ſtrecken, da

die Ungarn geſchlagen ſind. Wer ließ Sturm läuten und allarmiren?

Ich ging auf den Stephansthurm. Das Obſervationskorps war ohne Leitung, ſchon das zeigte den Stand der Sache. Es ließ ſich wenig beobachten. Der Nebel und dann ein Sturmwind, der hohe Staubwolken aufwirbelte, verhinderte ſolches. Endlich ſah man große Truppenmaſſen, die man noch nicht unterſcheiden konnte, gegen die Stadt heranrücken. Der Zettel worauf man ſolche Nachricht ſchrieb, wurde in eine runde Kapſel gelegt und dieſe durch eine blecherne Röhre hinabgelaſſen. Man zog dabei einen Schellenzug an um der Wachmannſchaft im Erdgeſchoſſe anzuzeigen, daß eine Nachricht zur Weiterbeförderung käme. Eine antwortende Klingel zeigte an, daß man die Kapſel erhalten habe. Ueberall wurde von den Baſteien gefeuert und das Feuer beſonders von der Leopoldſtadt her ſtark erwiedert. Dennoch glaubte man, daß die „Kaiſerlichen“ nicht von dort eindringen wollen und das nur ein Scheinangriff ſei, um die Leute hier zu beſchäftigen. Man konnte nicht mehr auf den äußern

Altan hinausgehen, denn auch dorthin waren bereits Kartätſchenkugeln geflogen. Hier oben ließ ſich nichts mehr erwarten, ich ging einem vorausgegangenen Freunde nach auch hinab. Es war gegen drei Uhr. Kaum auf der Straße angelangt, hörte ich plötzlich furchtbaren Kanonendonner von der Burg her. Schlag auf Schlag wie ein rieſiges Anpochen an einen Felſenberg dröhnte es und über den Häuptern flogen die Brandraketen ziſchend hin. Die auf der Straße gingen, drückten ſich nah an die Häuſer, aber man konnte nicht mehr weiter gehen, denn die Leute warfen in ihrer entſetzlichen Angſt allerlei Waffen aus dem Fenſter; ſie wollten dieſe ſchrecklichen Zeichen des Widerſtandes nicht mehr bei ſich haben. Ich ſtellte mich unter einen offenen Bogengang beim café français. Noch viele Männer und Frauen hatten hier eine Zuflucht geſucht. Da ziſchte eine Brandrakete uns ganz nahe an dem Hauſe des Erzbiſchofs herunter. Sie brannte lange fort auf dem Pflaſter und endlich holten wir ſie. Das leere Blech verbreitete einen mephitiſchen Geruch. Auf dem Platze „der Brand“ genannt, lagen in den dortigen offenen

Buden Hunderte von Gewehren, Säbeln und Piſtolen. Ein Student, der bei uns war, rief einen ruhig vorbeigehenden Arbeitsmann an, der eine Hacke auf der Schulter trug; ſie hoben mit einander die Steinplatte von dem unterirdiſchen Abguß hinweg, verbargen da hinein die Waffen, ſo viel hinein gingen und legten den Stein wieder an ſeine Stelle. Kaum war das geſchehen, da kamen die Umwohner aus den Häuſern und ſchrieen, das werde ſie alle verdächtigen; ſie hoben den Stein wieder auf und nahmen die Waffen wieder heraus. Während deſſen donnerte und krachte es fortwährend aus zahlloſen Feuerſchlünden. Kugeln und Granaten und Brandraketen flogen hoch hin und plötzlich ſchrie Alles: Feuer! Man winkte den Leuten, die am Fenſter ſtanden, ſie mögen heruntergehen, das Haus brennt. In ein Eckhaus auf dem Platze war eine Brandrakete gedrungen, der Dachſtuhl begann zu lodern, man drang hinauf um zu löſchen. Die Einwohner drängten ſich herab und ein junges Mädchen fiel unten angekommen ohnmächtig nieder. Der Brand war bald gelöſcht. Die Wirthin aus dem Hauſe ging nach dem Keller

und ſtellte allerlei Liköre in Bereitſchaft, um die eindringenden Kroaten durch zuvorkommende Bewirthung zahm zu machen. Ein Handwerksburſche kam und zeigte mit thränenden Augen ein Stück von einer Granate, die ihm ſeinen Kameraden getödtet, den er an der Hand führte. Der rollende Donner des Geſchützes dauerte immer fort. Da kam ein Trupp Bewaffneter, unter ihnen war der einäugige Werber. Sie ſchimpften uns tapfer aus, weil wir ſo unbewaffnet daſtanden. „Die Ungarn ſind da," ſchrieen ſie, „ſie ſind draußen auf der Landſtraße, ſie haben die Kaiſerlichen geſchlagen, die ſich nun in die Stadt flüchten. Wir müſſen ſie zurückſchlagen; nur noch Einmal Kampf und Alles iſt gewonnen!" „Die Ungarn ſind da," ſchrie der Einäugige immer. Als Niemand mitging, zogen ſie ruhig ihres Weges.

Der Stephansplatz, von heller Sonne beleuchtet, war wiederum leer. Dort ſtand eine verlaſſene Kanone und bald kamen einige Männer und ſchoben ſie fort. Jetzt kam Dr. Becher, er ging mitten in der Straße unbewaffnet, er hatte beide Hände in die Taſchen ſeines roſtfarbenen Rockes geſteckt.

Als er mich ſah, nickte er und ging vorüber. Wieder war Alles leer und draußen donnerte fortwährend das Geſchütz; da kam ein hemdärmliger Trommler allein um die Ecke. Er ſchlug unaufhörlich den wirbelnden Allarm, aber — Niemand kam ...

Ich ging wieder nach dem Stephansthurm. Hier herrſchte ſchrecklicher Wirrwarr. Ein Municipalgardiſt kam und brachte einen ſchriftlichen Befehl vom Gemeinderathe, daß wir augenblicklich die weiße Fahne aufziehen müſſen, widrigenfalls würden alle, die ſich im Stephansthurme befinden, ſtandrechtlich behandelt. Wir hatten keine weiße Fahne. Da drangen Einige in die Wohnung der Thurmwärterin, nahmen ein friſches Leintuch und zogen es als weiße Fahne auf. Bald darauf kamen Andere und ſchrieen: wir ſeien alle des Todes; die Proletarier und die übergegangenen Soldaten wollten nicht, daß man die weiße Fahne aufziehe, ſie werden Alle niedermetzeln, die ſie als Urheber dieſer That im Stephansthurme finden. Wir ließen den Stephansthurm für ſich ſelbſt ſorgen und machten uns auf nach einer nahen Weinſchenke. Gräßlich war's, wie ein hohnlachender Haufe unter einem

Hofthore, accompagnirt von dem furchtbarſten Kanonendonner das „Gott erhalte unſern Kaiſer“ anſtimmte und dazwiſchen wieder Pfeifen und die erbitterſten Flüche auf das Haus Habsburg hören ließ. In der gasbeleuchteten gewölbten Weinſtube fanden wir eine große Geſellſchaft. Ein ſtarker Mann mit glänzendem Antlitze ſetzte ſich zu mir und nannte mich beim Namen. Ich kannte ihn nicht, bis mir ſeine Stimme betheuerte, daß es der Dr. Frank ſei. Der wallende Bart war gefallen und in ſeiner ganzen Tracht hatte er ſich dem Paſſe ähnlich gemacht, den er bei ſich trug und demzufolge er ein Opernſänger war. Ein Schriftſteller, der bei ihm war, ſagte mir ganz vertraulich: „Jetzt geht die Zeit der geheimen Verſchwörungen an. Dieſe müſſen uns helfen...“ Ich kann das nicht glauben und es darf nicht ſein. Mit Preßfreiheit und Verſammlungsrecht ſind Verſchwörungen der bare Unſinn. Es wäre ſchrecklich, wenn ſich die Jugend von Aberwitzigen verleiten ließe, auf dieſen Irrweg einzugehen.

Plötzlich klirrt eine Glasthüre. Ein neuer Gaſt ſtürzt herein und ruft: die Soldaten ſind da! Todtenſtille herrſchte in der ganzen Stube. Da ruft endlich einer:

„wenn ſie kommen, ſagen wir guten Abend.“ Die Zungen waren wieder geläſt.

Wir gingen hinaus. Der Kanonendonner war verſtummt. Ich ging nach Hauſe. Von der Burg her ſah man ein großes Feuer. Auch meine Waffen waren während meiner Abweſenheit von meinen ängſtlichen Hausleuten auf die Straße getragen worden.

Der Gatte der jungen Frau, die ſich mit ihrem Kinde zu unſerer Wirthin geflüchtet hatte, kam bald nach mir an. Er war unverſehrt und das Wiederſehn des jungen Ehepaars war ergreifend. Nicht lange nachdem ſich der glückliche Nationalgardiſt geſetzt hatte, ſagte er: „Frau, weißt du, wonach ich ein großes Verlangen habe? Ich freue mich kindiſch darauf, wieder eine gute Muſik zu hören. Seit Wochen hört man nichts als bum bum und biff baff. Eine gute Muſik iſt's, worauf ich mich freue.“

Wär's möglich? Sollte das ein Typus des Wiener Charakters ſein, der ſich ſo ſchnell wieder in ſein altes Gebaren und Genießen wieder hinein findet?

Ich wurde nach meinem Zimmer gerufen. Einer der Hauptführer der extremen Tagespreſſe war da. Ich

begleitete ihn nach seinem Verstecke. Es war ein seltsamer Kontrast, wie der junge Mann hier bebend durch die Straßen ging, in denen Volk und Soldaten laut jubelten.

Die hiesige demokratische Partei war so wenig organisirt, hatte so wenig wirklichen Zusammenhang und festen Boden, daß einer der lautesten Wortführer keine Familie, kein Haus aus seiner Partei kannte, das ihn jetzt in seiner Noth aufzunehmen bereit war. Das ist einer der stärksten Beweise, wie all ihre radikale Agitation hier in die Luft gestellt war. Der junge Mann gehörte nicht zu denen, deren Auslieferung Windischgrätz gefordert hatte, und der Mann, der sich bereit erklärt hatte, ihm ein Versteck zu gewähren, war jetzt unwirsch und mürrisch, da die Sache ernst wurde. Er hatte nicht den Muth, sein Versprechen zurückzunehmen und benahm sich jetzt nur bei Allem was man sagte, verstockt und wortkarg.*)

*) Ich muß hier auch anmerken, daß nach meinen zuverlässigsten Erfahrungen das ungarische Geld, von dem man so viel fabelte, bei den Oktoberhelden nicht vorhanden war. Die Soldaten mögen Einiges und zwar blutwenig erhalten haben, sonst aber mußten sich die Führer bei ihrer Flucht größtentheils Geld borgen.

Als ich zurückkehrend über den Platz „am Hofe“ ging, sah ich dort mächtige cyklopische Gestalten bei Fackelschein mit großen Hämmern arbeiten; es waren Grenadiere. Sie hatten den Kandelaber, an den Latour gehängt war, zertrümmert. Dort neben lagen die Eisenstücke aufgeschichtet und jetzt arbeiteten sie daran, die Grundpfeiler zu zerschmettern und herauszuheben. Bei jedem Stücke, das sie heraushoben, rief ein Volkshaufe ringsum: Hoch! und abermals Hoch!

Die Spur der grausen That sollte vertilgt werden von der Erde. Wer weiß, wie Viele von denen, die hier jauchzen, damals beim Anschauen des Mordes laut aufjubelten!

Die Häuser waren illuminirt bis in den fünften Stock hinauf und überall hingen weiße Fahnen heraus, Vorhänge und Leintücher an Stangen.

Viele ehrsame Bürger hatten weiße Sacktücher um den linken Arm gebunden als Flagge ihrer friedlichen Gesinnung. Sie unterhielten sich mit den Soldaten, die überall auf den Straßen aufgestellt waren, und als diese von ihren Strapazen erzählten, hörte ich oft in aufrichtigem Tone bedauern, daß sie so viel ausgestanden.

Von der Burg her leuchtete eine große Flamme; die Bibliothek und die Auguſtinerkirche ſtanden in Brand.

Die Kroaten ſchwärmten in den Straßen umher und ſuchten zu erhaſchen, was ſie habhaft werden konnten. Einen meiner Freunde, einen bekannten Schriftſteller aus Preußiſch-Sachſen hielten ſie an, um Pulver bei ihm zu ſuchen; ſie durchſtöberten alle Taſchen, endlich fand einer die Taſchenuhr und mit den Worten: Pulver! Pulver! ſprang er mit der Uhr davon.

Männer und Frauen ſpazierten Arm in Arm über die Straßen, man ſchien ſich auf der Straße ſicherer zu fühlen als daheim. Wie mit einem Zauberſchlage war Alles überall mit Soldaten beſetzt; wohin man ging, ſtanden ſchon die Kolonnen. In Aller Herzen war eine gewaltige Aufregung und doch iſt anzunehmen, daß die Soldaten ſich nicht minder vor den Wienern fürchteten als dieſe vor ihnen. Die Soldaten ſchienen zu glauben, daß eine verzweiflungsvolle Partei noch im Hinterhalte laure und plötzlich auf ſie losbrechen werde.

Auf alten großen Bildern ſieht man häufig — während die ganze Verſammlung einer großen Aktion mit angeſpannter Aufmerkſamkeit zuſchaut, oder thätig

daran Theil nimmt — ein Kind im Vordergrunde, das mit einer Frucht, einem lebendigen oder lebloſen Spielzeug ſich beſchäftigt und ſo ſelbſtvergeſſen nichts weiß und nichts will von all dem Schauerlichen oder Glänzenden was da geſchieht. Es wird uns damit veranſchaulicht, daß neben dem erregten Geſchlechte noch ein ſtilles Leben beiher geht, das unbekümmert um die großen Wandlungen ſein ſtilles Sein fortſetzt.

Ich war in einem Zigarrenladen, da trat ein brauner Soldat ein und verlangte Zigarren; man gab ihm eine ganze Handvoll. „Sie," ſagte der kleine Sohn der Verkäuferin, „Sie, ſein Sie auch von Windiſchgrätz?" „Nix deutſch!" lautete die Antwort des gebräunten Kriegers, der davon ging.

„Wenn du größer wirſt, kannſt du auch kroatiſch lernen," ſagte die Mutter zu dem Knaben, der von Allem was vorging nichts verſtand.

Du wirſt's noch lernen, armes Kind, denn von heute Abend iſt die Parole gegeben worden: „Nix deutſch!"

Auf den Straßen waren diejenigen ganz glücklich, die czechiſch und kroatiſch ſprechen konnten. Sie unterhielten ſich eifrig mit den Soldaten und Mancher, der

da und dort auf gut Wieneriſch einen Soldaten anreden wollte, erhielt die allgemeine Antwort: Nix deutſch! Das Wort klang mir an dieſem Abend beſtändig im Ohr und ich konnte es nicht los werden. Nix deutſch!

den 1. November.

Wird Deutſch-Oeſterreich das Elſaß des Slavenreiches und Wien das ſlaviſche Straßburg werden? Bisher hatte das germaniſche Element immer eine überwiegende Kraft und wenn heute alle Völker Oeſterreichs, die Ungarn und Kroaten mit eingeſchloſſen, auf einem Reichstage zuſammenkämen, könnten und müßten ſie die deutſche Sprache wählen. Wird aber von jetzt, nachdem vornehmlich Czechen und Kroaten Wien eroberten, nicht ein neuer Stand der Dinge mit ganz neuen Anſprüchen datiren? Von geſtern an beginnt eine neue Geſchichtsepoche Oeſterreichs. Es werden jetzt ſtarre Anmuthungen neuer oder vielmehr erſt ſich ſammelnder Nationalitäten auftauchen.

Ich wünſche ein falſcher Prophet zu ſein, ſagte mir ein ſtaatskundiger Mann, aber es wird jetzt kommen, daß eine neue abſolutiſtiſche Politik überall kaum

geahnte Nationalitäten ausheckt, um ſie durch Eiferſüchteleien gegenſeitig zu bändigen und zu binden.

Der Kampf zwiſchen den deutſchen und czechiſch-ſlaviſchen Nationalitäten iſt ein ungleicher. Bei den Deutſchen iſt das Nationalbewußtſein läſſig, eingeſchlummert; es hat eine große ruhmreiche Geſchichte ohne lebendige Nachwirkung in der Gegenwart, die Geſchichte iſt mehr in Büchern verzeichnet und im Andenken der Gelehrten; der Neubau des deutſch-nationalen Lebens kann außer ſeinen geiſtigen Errungenſchaften nichts Triebkräftiges mit hinübernehmen in die Zukunft. Die Maſſe der Deutſchen iſt hier in Oeſterreich wie draußen ohne jenes geſunde nationale Selbſtgefühl, das wir bei den andern ſelbſtändigen Völkern finden und die Gebildeten geben ſich großentheils dem neuen als hochphiloſophiſch ausposaunten Kosmopolitismus hin. Sie werden erſt fühlen, was das heißt, wenn ſie fremdes Gnadenbrot eſſen.

Das czechiſch-ſlaviſche Nationalbewußtſein hat ſich ſchon unter Metternich als verdeckte politiſche Oppoſition ausgebildet und jetzt iſt die erſte offene Ausbreitung um ſo kecker und muthvoller. Die czechiſch-ſla-

viſche Nationalität iſt eine aufgeſtachelte, geſpannte, und ohne in den Mitteln wähleriſch zu ſein, eine nach allen Seiten hin in beſtändiger Agitation gehaltene. Fehlt es ihr auch gegenüber der deutſchen an jenem großen Bildungsinhalte, ſo weiß ſie das an kriegeriſcher Aufreizung, Eroberungsgelüſten u. ſ. w. zu erſetzen.

So iſt der Kampf der Nationalitäten ein ungleicher an Intenſität.

So lange Deutſch-Oeſterreich mit dem deutſchen Geſammtvaterlande eng verbunden iſt, ſtrömt hin und her immer neue Lebens- und Bildungskraft, daß es den czechiſch-ſlaviſchen Gelüſten unmöglich ſein wird, das Deutſchthum niederzuhalten oder gar nach und nach zu zerſtören. Wird aber Oeſterreich von Deutſchland getrennt, ſo iſt die nationale Kraft des Deutſchthums mehr als in Frage geſtellt.

Wenn es möglich wäre, wenn Deutſchland zu einer feſten Einheit in ſich gelangte ohne Oeſterreich, Deutſchland könnte nie im vollen Wohlgefühle ſeines Beſtehens froh werden.

Ein alter Bibelkommentar erklärt tiefſinnig, warum der ſo fromme und ergebene Erzvater Jakob ſich nie

tröſten konnte über den Verluſt ſeines Sohnes Joſeph, deſſen blutiges Gewand man ihm als Todeszeugniß überbracht hatte. Und es heißt, ein tief verborgenes Gefühl ſagte ihm: Joſeph iſt nicht todt und Troſt läßt ſich nur finden über den Verluſt deſſen, der wirklich todt iſt.

Trotz des blutigen Gewandes des Bruders Joſeph in Oeſterreich, iſt er nicht todt und wir ſollen und wir können nicht Troſt finden, bis er wieder eingegangen in die lebendige Familie...

Auf den Straßen iſt eine ganz neue Bevölkerung, das allgemeine Demaskiren ſcheint wirklich vollzogen. Man ſieht faſt lauter Leute mit Handſchuhen, die ſehr hell und glänzend, während man dieſen Luxus ſeit Wochen gar nicht mehr kannte, und wie viel Bärte und lange Locken ſind ſeit geſtern gefallen! Die deutſchen Hüte und Kalabreſer ſind wieder durch den abgeſchmackten Cylinder verdrängt.

Wir wollten nach dem Reichstage. Er iſt von Schwarzenberg geſchloſſen worden. Der Reichstag trat in einer geheimen Sitzung zuſammen, vertagte ſich bis zum 15., um alsdann wieder in Wien zuſammen zu kommen.

Der Reichstag durch Soldaten geſchloſſen!

Alle erträumte und angejubelte Volksfreiheit iſt eine illuſoriſche, eitel Gaukelſpiel, ſo lange das Soldatenthum immer bereit gehalten werden kann, dem Debattiren und Verhandeln mit plötzlicher Gewalt ein Ende zu machen.

Darum iſt auch der Mittelpunkt des Angriffes bei allen Bewegungen in Deutſchland auf den Sturz des Soldatenthums gerichtet. Wir waren und ſind durch daſſelbe geknechtet. Trotz aller Phraſen von Liebe und Treue, von der Einheit des Volks- und Fürſtenwohles iſt in Wahrheit der Beſtand der Fürſtengewalt noch auf die Bajonette geſtützt und der Volksgeiſt allüberall eine mit Waffengewalt vollzogene und beſetzt gehaltene Eroberung.

Die Bürgerwehr, wie ſie bis jetzt iſt, iſt nur ein ſchwacher Nothbehelf; man läßt ſie gewähren, ſo lange es den Herrſchern beliebt. Die radikale Umgeſtaltung des Militärweſens iſt die erſte Aufgabe des neuen Rechtsſtaates.

Wien iſt alſo erobert und es ſteht auch als äußere Demonſtration vor Augen, daß das neue Oeſterreich

das alte iſt, das ſeinen Schwerpunkt in dem Militär ſucht und findet.

Wird aber der Kaiſer je wieder in das eroberte Wien, in die zerſchoſſene Burg ſeiner Väter zurückkehren können? Das hat man wol nicht bedacht, als man Wien zur Revolution zwang?

Solche Gedanken drängen ſich gewiſſermaßen durch all das Gewirre, das draußen um uns herrſcht. Der Staat hat ſeinen Schwerpunkt im Reichstage verleugnet und ihn in die Soldateska geſetzt. Der Kampf beginnt nun erſt aufs Neue.

In der abgelaufenen Periode konnte man bisweilen mit Recht ſagen: die einzelnen Menſchen und ihre Denkprozeſſe ſind größer als die Verhältniſſe. Jetzt iſt das umgekehrt. Wie durch eine Urſchöpfung bilden ſich die Ereigniſſe heraus. Die ultra-demokratiſchen lauten Redner, wie die diplomatiſchen Laurer betrügen ſich und Andere, wenn ſie vorgeben, das und das gemacht zu haben. Die ganze Kraft beſteht jetzt in dem Benützen des Geſchehenden. Die Geſchichte ſpielt mit den Männern, die Lenker zu ſein glauben; die genetiſche Nothwendigkeit mit ihrer Negation des abſolut

freien Willens, die die Philoſophie bisher demonſtrirte, lehrt ſich jetzt von ſelbſt auf allen Straßen. Wer eine Vorſehung in politiſchen Dingen will, muß ſich mit zu ihrem Vollſtrecker machen. Es iſt ſehr zu fürchten, daß die Diplomatie es beſſer verſtehen wird, das Geſchehene zu benützen, als die Demokratie je vermochte...

Welch ein neues Leben überall! Zwiſchen den geputzten Menſchen ſchleichen überall einzelne Kroaten mit kriechenden Geberden. Einer ſagte einem begleitenden Freunde, der Kroatiſch verſtand: es ſei ihnen verboten zu rauben und darum betteln ſie. Nur klingendes Geld wollen ſie, ſie trauen dem Papiere nicht.

Man ſpricht von den ſcheußlichſten Gräueln, die ſie in den Vorſtädten verübt. Mit dem großentheils erlogenen Rufe: Aus dieſem und aus dieſem Hauſe iſt geſchoſſen worden, drangen ſie in die Häuſer, mordeten und plünderten nach Luſt. Ich will nicht weiter die allgemein verbreiteten gräßlichen Thatſachen aufzählen, die eine Folge davon ſind, daß man Barbarenhorden in die deutſche Hauptſtadt ſendet und ſie darin wirthſchaften läßt. — Dort iſt ein Haus umſtellt,

man ſucht einen Rädelsführer. In dem Hauſe eines meiner Bekannten, wo ſie einem jungen Manne nachforſchten, nahmen die unterſuchenden Soldaten alle ſilberbeſchlagene Meerſchaumpfeifen mit.

Bei einem Deputirten, den ich ſelber ſprach, hielt ein deutſcher Offizier mit einigen Mann Soldaten ebenfalls Unterſuchung und ergoß ſich in die heftigſten Schimpfworte, als er Thiers Geſchichte der franzöſiſchen Revolution auf dem Tiſche liegen fand. Er würde es nicht dulden, daß ein Abgeordneter ſolche Bücher leſe, rief er. Der Offizier ſoll nach Beſtätigung des Hausmeiſters einen bekannten Namen haben, an den ſich im nichtöſterreichiſchen Deutſchland die beſten Hoffnungen knüpfen.

Ich kann es nicht über mich gewinnen, die allgemein erzählten hunderterlei Großthaten, wie ſie von den Wiederherſtellern der Ordnung ausgeführt worden, zu verzeichnen.

Am Abend ging's ſeltſam rührig her auf den Straßen. Auf allen Plätzen ſangen die Soldaten bei ihrem Beiwachfeuer. Da konnte man alle Sprachen des vielgemiſchten Oeſterreichs und die fremden

Nationallieder hören. Die Czechen an der Stephanskirche ſangen lärmend das Lied: Schuselka nam pice. Es iſt ein Spottlied auf Deutſchland.

den 2. November.

Schwere, trübe Gedanken! Bleibt es eine ewige Wahrheit, daß ein Volk nur durch ein tragiſches Schickſal frei wird? War die lange Knechtung, das Unterbinden aller freien Lebensſtrömungen nicht tragiſch genug? Müſſen auch noch die offenen Wunden bluten und da und dort ein Riß mitten durch das Herz der Familien gehen? Verlangt alle Erlöſung nothwendig und immerdar ein ſich opferndes Märtyrthum?

Dieſes Oeſterreich hatte ſo ſchön, faſt friedſam idylliſch ſeine freie Bewegung gewonnen. Iſt es ein nothwendiges geſchichtliches Geſetz, daß die ſiegende Revolution fort und fort ſchreitet, bis ſie ihr äußerſtes Ziel erreicht oder eine blutige Niederlage erlitten?

Die Freiheit, die wir in Deutſchland erobert, leidet an einem innern Zweifel, an einem Mißtrauen, an einer Eiferſucht, wie wir ſie im Einzelleben oft

beobachten können, indem der thatsächliche Grund, worauf sie sich stützen will, entweder wirklich vorhanden, oder durch das Mißtrauen die Eifersucht erst hervorgerufen und erzeugt hat.

Wir können noch nicht glauben, daß es den Fürsten aufrichtig ernst ist mit der Neugestaltung ihres Verhältnisses zu den Völkern...

Das muß ich noch berichten. Heute Mittag zog Jelachich umgeben von seinem Generalstabe hoch zu Rosse und geleitet von den Sereczanen und Rothmäntlern im Triumphe in die Stadt ein. Die Sereczanen schrien unaufhörlich: vivat, vivat, vivat! und zu meinem Schmerze muß ich berichten, daß auch aus dem umgebenden Volke der Ruf erwiedert wurde.

Die Wiener haben Eljen, Zivio, Eviva und alles Mögliche gelernt.

Ich will glauben, daß die Leute ihre eigene innere Stimme, die anders lautete, aus Furcht vor sich selber und vor dem Feinde überschrieen. Das Schrecklichste, was sich in solchen Tagen in der Seele festsetzen könnte, wäre die Volksverachtung. Frauen besonders ließen aus allen Fenstern, grüßende weiße

Tücher flattern und Jelachich dankte verbindlich nach allen Seiten. Er iſt ein kräftiger Mann mit einem Geſicht worauf die Spuren vielerlei Erlebniſſe ſtehen. Die Rothmäntler halten in ihrer Erſcheinung die Mitte zwiſchen Zigeunern und Banditen. Eine rothe Mütze auf dem Haupte, ein langer faſt bis an den Boden reichender rother Mantel mit gleichfarbiger Kapotte. Eine rothe Jacke mit Schnüren, die bei den Offizieren von Gold, ein verzierter Gurt um die Hüften, in dem die Piſtolen und ein Dolch ſtecken, eng anliegende gelbe Beinkleider und rothe Schnürſtiefel, ſo marſchirten die Sereczanen daher mit dem Stutzen auf der Schulter.

Als der Triumphzug vorüber war, das Vivat noch fern her ſcholl, kam aus einer Seitengaſſe ein Trupp Soldaten. Sie führten einen Gefangenen in einem braunen Paletot in ihrer Mitte. Der Mann hatte den Hut tief in die Augen gedrückt und hatte den Blick zur Erde geheftet, — in ſeinem Knopfloche war das ſchwarz-roth-goldene Band. Die Umſtehenden wagten es kaum nach ihm hinzuſchauen.

In den Zeitungen, die wir heute durch beſondere

Vermittelung erhalten, leſen wir, daß das Parlament zu Frankfurt die §§ 2 und 3 des Verfaſſungsentwurfs angenommen, während Jelachich an die Slowanska lipa in Prag geſchrieben hatte, daß er nach Wien ziehe, weil dort die Feinde des Slavismus ſeien, die er beſiegen müſſe...

Die deutſchen Fahnen ſind überall verſchwunden und vom Stephansthurme herab weht das ſchwarzgelbe Banner. Niemand geht vorüber, der nicht danach aufſchaut und man muß es den Wienern nachſagen, daß Vielen das als das Härteſte erſcheint, was ihnen Windiſchgrätz angethan. Sie liebten die deutſchen Farben mit treuem Herzen, wenn ſie auch nicht recht dafür einzuſtehen wußten...

Die Statue Kaiſer Joſephs, in deſſen Hand zuletzt noch die zerriſſene deutſche Fahne geblieben war, hat nun auch eine neue ſchwarz-gelbe dafür erhalten.

Ich habe genug über die hieſigen Dinge geſchrieben.

den 9. November.

Es iſt nicht möglich, es wäre entſetzlich, das kann, das darf nicht ſein, es wird ſo viel gelogen, man darf

nichts mehr glauben! Das waren die Ausrufe bei der erſten Nachricht, daß Robert Blum erſchoſſen worden. Und doch wollte dieſer und jener Augenzeugen geſprochen, oder von ſolchen es aus zweitem Munde gehört haben. Die Haare ſträubten ſich vor dem Entſetzlichen: Es kann nicht ſein! ſo weit können ſie nicht gehen!

Wir hielten dieſe Ungewißheit nicht länger aus. Die Leiche Robert Blums ſollte im Civilhospitale ſein. Ich eilte mit einem Deputirten dorthin: Die Leiche iſt nicht da, ſie iſt wol im Militärhospital, dem Joſephinum, hieß es. Niemand von den jungen Aerzten wollte mich dorthin begleiten. So fürchteten ſich Alle nur durch die Nachfrage nach dem Todten mit in eine heimliche Verhandlung verwickelt zu werden. Es war Nacht geworden, als ich im Joſephinum ankam. Der Hof und die unteren Räume waren vom Militär beſetzt. Der Aufſeher des Leichenſaales war nicht da. Ein anweſender Student ſagte mir: man könne jetzt nicht hinein und — ſetzte er hinzu — es iſt nichts dort als die Leiche Robert Blums...

So iſt es doch wahr! und unabſehbares Elend lebt auf mit dem Todten dort. — Ich erfuhr noch die näheren

Umſtände vom Tode Robert Blums. Bis geſtern Nachmittag ſaß er mit Fröbel in demſelben Zimmer gefangen. Da wurden ſie getrennt. Heute Morgen 5 Uhr wurde ihm das Todesurtheil verkündet. Er ſagte ruhig: es trifft mich nicht unerwartet. Der Geiſtliche vom Schottenthore, zu deſſen Sprengel das Gefängniß Robert Blums gehörte, kam, um ihm die Beichte abzunehmen. Blum ſagte, daß er nicht beichte, und der Geiſtliche ſagte: er habe das gewußt. Hierauf ſchrieb Blum einen Brief an ſeine Frau, worin er ſie ermahnte, ihr Schickſal muthig und ſtandhaft zu tragen und ſeine Kinder ſo zu erziehen, daß ſie ſeinem Namen keine Schande machen, wie er ſelber ſeinem Namen Ehre bringe durch den Tod für die Freiheit. Sodann beſprach er ſich mit dem Geiſtlichen über Unſterblichkeit. Mit drei Jägern und einem Offizier wurde er nach der Brigittenau geführt. Als er nach dem Richtplatze ging, ſtand er mehrmals ſtill und holte tief Athem. Er bat, daß man ihm die Augen nicht verbinde. Der Offizier erwiderte: dieſem könne nicht willfahrt werden, es geſchehe der Soldaten wegen, und Blum band ſich ſelbſt das Tuch um die Augen.

Eine barbariſche Prozedur, die ganz das verknöcherte Weſen der hieſigen Zuſtände bezeichnet, wurde noch mit Blum vorgenommen. Als der Delinquent zum Sterben bereit war, trat der Profos vor zu dem executirenden Oberſt und ſagte nach herkömmlicher Weiſe: „Herr Oberſt, ich bitt' um Gnade für den armen Sünder.“ „Nein,“ lautete die Antwort. „Herr Oberſt, ich bitt' um Gnade für den armen Sünder,“ wiederholt der Profos und „Nein“ lautet wieder die Antwort. Zum dritten Male ruft der Profos: „Herr Oberſt, bei Gott und der Allbarmherzigkeit, ich bitt' um Gnade für den armen Sünder.“ Darauf ſagt der Oberſt: „Bei den Menſchen iſt keine Gnade mehr, bei Gott allein iſt Gnade.“ — Und jetzt wird Feuer kommandirt. Iſt es nicht die unmenſchlichſte Barbarei, mit ſolchem leeren Formeldienſt einen Sterbenden zu quälen? So lange der gnadenſpendende Fürſt ſelber bei der Exekution war, hatte dieſe Form einen Sinn, jetzt iſt ſie eine in Hohn ſich verwandelnde Ceremonie.

Von drei Kugeln getroffen, ſank Blum nieder. Die eine traf in die Stirne, die anderen in die Bruſt.

Sein letztes Wort war: „aus jedem Blutstropfen

von mir wird ein Freiheitsmärtyrer erſtehen.“ Und das Wort wird Wahrheit werden, aber wehe denen, die die verrathenen Völker zwingen, über Ströme Blutes hinweg die Freiheit zu erobern. Wenn man ſo die Rachegeiſter alle losbindet, wo bleibt da eine Macht, die ihnen Einhalt zu thun vermag? Wo wird das enden? Welchen entſetzlichen Gräueln ſehen wir entgegen!

Im erſten Sturme der Eroberung, mit den heißen Waffen in der Hand, den Widerſacher niederſtoßen, oder ihn nach kurzem Verfahren zum Tode verurtheilen, das läßt ſich mit dem Affecte, mit einer Nothwendigkeit der Sicherung, mit der Abſchreckung erklären oder auch entſchuldigen, da nun einmal die Menſchen nicht davon laſſen, das Gewicht ihrer Gründe endlich mit der rohen Gewalt, mit den Waffen zu entſcheiden. Aber jetzt, nachdem die Stadt wehrlos, gebeugt in den Händen des Entſetzlichen, jetzt in wenig Stunden, heimlich, ohne Vertheidigung, ohne öffentlichen Zeugenaufruf einen Mann mit der Weihe eines Volkserwählten, unbekannt und ungeahnt in den Tod ſenden, wer will da auftreten und ſagen: das durfte geſchehen, weil er in den Tagen allgemeiner geſetzlicher Erhe-

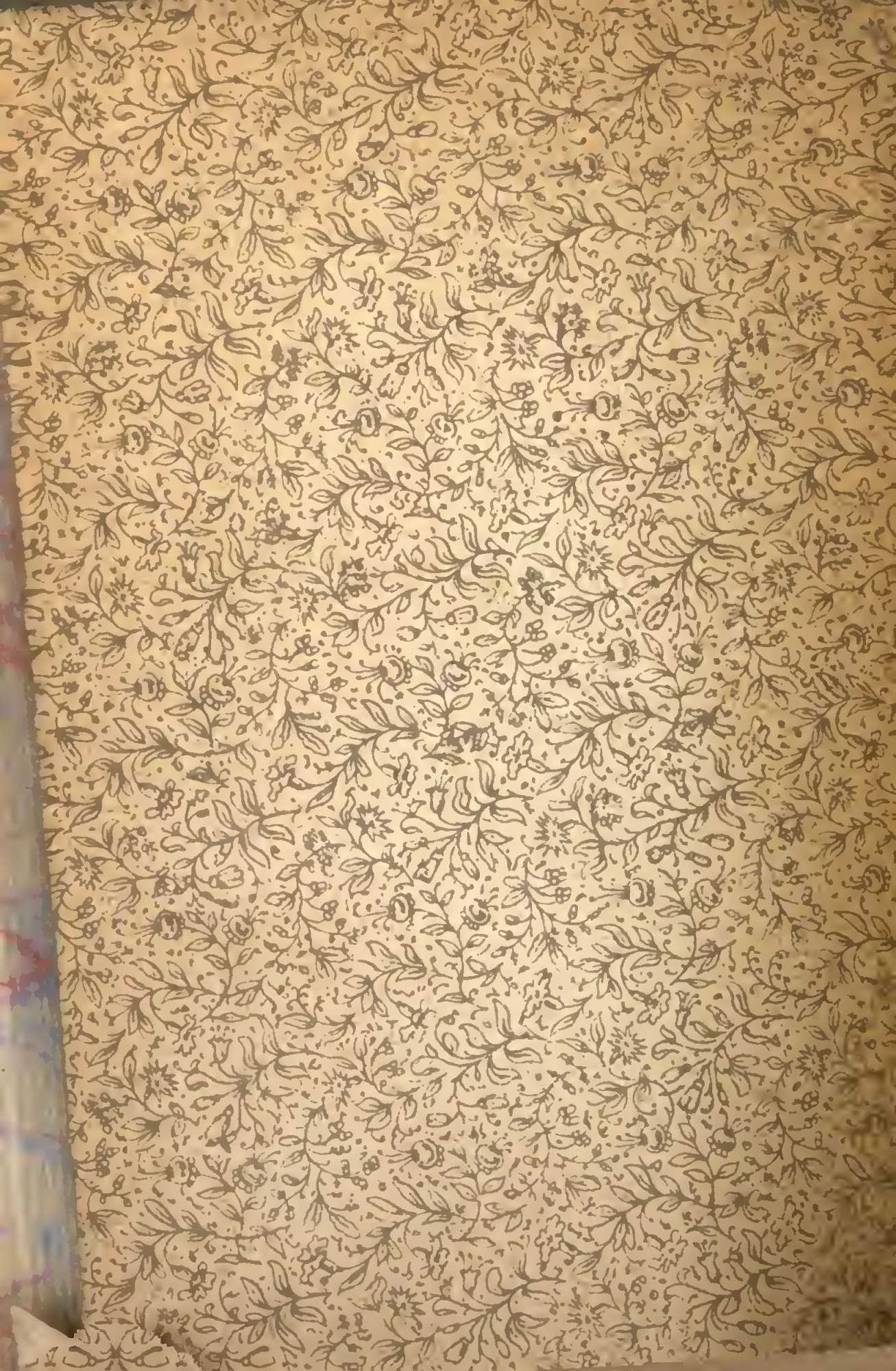
bung gleiches Wort und gleiche Waffen führte mit faſt allen Einwohnern der Stadt?

Wo ſolche Dinge geſchehen, da iſt alles Wort verloren, das geſprochene und das geſchriebene.

Als ich das Joſephinum verließ, kam eben ein Trupp Soldaten. In ihrer Mitte gingen zwei Männer, die trugen eine Bahre, auf deren Deckel ein ſchwarzes Kreuz, drinnen lag wieder ein Mann, den ſie mit raſchem Blei kalt gemacht. Wer mag das ſein? Weſſen Herz hat aufgehört zu ſchlagen?

Ich konnte die Soldaten nicht fragen, denn zitternden Herzens wußte ich, ſie würden antworten: Nix deutſch.

Druck von C. H. Storch u. Comp.



This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

CANCELLED
AUG 4 '77 SC
JUL 29 1977